

Nr. 3 Sonntag

WOCHENEND=AUSGABE DER NEUSS-GREVENBROICHER ZEITUNG

Nr 23 — Sonntag, 9. Juni 1935

An den Heiligen Geist.

Komm, Geist, der du der Seele Freude bist,
Erquickung bist und Balsam bist und Trost,
Du bist's, in dem sie alles Leid vergißt,
Wenn deine Lippe ihre Stirne kost;
Du kommst zu ihr und bist ihr muttergut,
Sie lallt dir vor, und ihre Tränen rinnen,
Und schwemmen alle Qual und Not von hinnen,
Und wenn sie ganz vertrauend an dir ruht,
Sinkt sie — die Sterne scheinen — leis in Schlummer,
Und weiß am Morgen nichts von ihrem Kummer,
Nur, daß das Leben hell und heilig ist. —
Komm, Geist, o Geist, der du die Freude bist.

Ernst Thrasolt.

Pfingstspaziergang.

Skizze von Carola von Crailsheim-Rügländ.

Sie waren einander zum erstenmal böse. Ach, böse ist nicht das richtige Wort. Ulla und Rochus hatten einen kleinen Streit zusammen gehabt, und mittendrin war Ulla aus dem Zimmer gelaufen. Sie konnte nicht erwarten, daß Rochus sie suchen ging. Aber ebenso wenig konnte Rochus erwarten, Ulla würde ihm nun eine Zeile schreiben, die den an sich unbedeutenden Anlaß bedauernd streifte. Konnte er denn nicht anrufen oder einfach vorbeigehen und tun, als sei nichts geschehen?

Ulla wartete drei lange bange Tage. Sie waren verlobt und gewohnt, alles miteinander zu teilen. Und nun plötzlich blieb Rochus fern, ließ nichts mehr hören. Unheimlich war das. Um Ulla wuchs die Leere. Sie wußte keinen Rat, verbarg vor den Eltern, so gut es ging, ihre Unruhe und dachte dabei doch unablässig: Rochus wird wieder zu mir kommen. Er liebt mich. Er braucht mich. Soll ich vielleicht doch den ersten Schritt tun und schreiben? Aber Stolz und Trotz sagten Nein. — Vor den Fenstern lachte die Sonne, Pfingsten stand vor der Tür. Aber in Ullas Herz herrschte Finsternis. Gewiß, Rochus würde morgen am Pfingstsonntag zu Tisch erscheinen wie jeden Sonntag, er konnte ja nicht gut anders handeln. Aber was half das Ulla? Sicherlich richtete er es dann so ein, daß er kam, wenn man schon bei Tisch saß —

Ullas Gedanken brachen ab. Sie hielt es weder im Haus noch im Garten aus. Sie mußte fortlaufen, ihren Pfingstspaziergang machen. Aber wohin? Nach der Lockermühle oder dem Forsthaus konnte sie nicht, wollte sie nicht Gefahr laufen, Rochus dort zu treffen. Auch nach der Zechenleite wanderte er gern. Ulla seufzte, sah zum Plateau hinauf, auf dem sie sich so oft getroffen, und dachte plötzlich: Der einzige Weg, der in Frage kommt, ist der über die Schinderei, denn dahin sind wir nie zusammen gegangen.

Ein warmer Wind streichelte die silbergrünen Birken am Hang. Die Landstraße war staubig. Kleine unsichtbare Vögel zwitscherten in den Hecken. Einsam und abgewandt, wie bedrückt von dunklen Geheimnissen, lag das Haus des Schinders. Die Frau schlug die Karten — wußte Ulla —, die Tochter suchte giftige und heilende Kräuter in den Wäldern.

Gibt es wohl ein Kraut dafür, daß der, den man liebt, einem immer gut ist? Wieder schritt Ulla über die Landstraße. Ich hätte nicht aus dem Zimmer laufen sollen, sann sie. Rochus hat schon recht, ich bin zu wild. In meinem Alter war die Urgroßmutter schon verheiratet, hatte kleine, winzige Kinderchen. Jetzt begann der dunkle Tannenwald. Dürres Geäst lag über dem Boden verstreut, Tauben gurrten von fern. Das war kein heller pfingstlicher Wald, eher ein unheimlicher, fast winterlicher, den der Frühling noch mied. Ulla seufzte wieder. Soll ich umkehren? überlegte sie. Aber es trieb sie etwas vorwärts, wie ein Zwang war es. Die einzelnen Bäume standen so dicht, daß sie sich mühsam hindurchzwängen mußte. Bald hob sie Aeste hoch, um unter ihnen durchzuschlüpfen, bald brach sie kleine dürre Zweige ab. Der Wald stieg steil empor. Aber oben, war da nicht unter den Eichen ein Brunnen?

Voriges Jahr zu Pfingsten fuhr ich vom Institut heim, kam es Ulla in den Sinn, und bald darauf schickte mir Rochus die ersten roten Rosen und einen Brief, in dem stand, er habe seit Jahren auf mich gewartet —

Jetzt lichtete sich der dunkle Wald. Ein helles Stück Himmel glitzerte zwischen den Bäumen. Dann breiteten sich Wiesen und Aecker, fruchtbares Land, Amseln sangen im jungen Grün.



Weg in die Weite

Foto: Dr. W. Dietz (Bavaria)

Blumendüfte schwebten in der Luft. Feierabendstimmung, Festes lag über der Höhe. Wo ist nur der Brunnen? fragte sich Ulla. Seit der Kindheit war sie nicht mehr hier oben gewesen. Eine große alte Lindengruppe löste sich vom Horizont. Einen Augenblick meinte sie, dort eine Gestalt auftauchen zu sehen; aber sie mochte sich getäuscht haben. Was tut wohl Rochus um diese Stunde? Und dann dachte sie, und ihr wurde wunderbar still und friedlich dabei zu Sinn: Ullas Jahr bin ich seine Frau, dann brauche ich gewiß nie mehr meinen Pfingstspaziergang allein zu machen.

Endlich fand sie wirklich den Brunnen. Er war eingefasst und trug auf seiner spiegelnden Fläche den Widerschein der Eichen, die um ihn wuchsen. Ulla setzte sich nieder, hörte aus den Wäldern den Kuckuck rufen, sah den bewegten Farnen zu, in denen es leise rauschte. Nicht weit von hier ging die Römerstraße vorbei. Haselstauden neigten sich über den Weg. Kam er von jenseits der Alpen und wohin führte er?

Ich muß Rochus fragen, er weiß alles. Und gerade, während sie dies dachte, sah sie ihn über den Wiesenpfad auf sich zukommen. Ich träume, durchfuhr es Ulla. Ich habe Gesichtstäuschungen! Oder — täusche ich mich nicht? Dies ist doch sein Gang, seine Hand, die jetzt den Hut abnimmt und sich über die Stirn wischt. — Und wenn er es ist, warum laufe ich ihm nicht entgegen? Warum bin ich nicht schon bei ihm? Was hält

mich denn fest? Die Freude, die Überraschung, das Unerwartete, ihn, gerade ihn hier oben zu sehen —

Sie erhob sich, ging mit ihren leichten Schritten auf den Geliebten zu, und während ihre Augen sagten, ich habe so Sehnsucht nach dir gehabt, sprach ihr Mund: „Ich glaubte, den Weg über die Schinderei gingst du nie —“

Rochus lächelte: „Ich glaubte ganz das gleiche von dir, Ulla!“ Sie sahen sich an, und dann küßten sie sich. Die Amseln sangen, der Kuckuck rief wieder.

„Setz dich zu mir auf den Brunnen!“ bat Ulla.

Die Eichen spiegelten sich im Wasser. Die Farne rauschten wie vorhin, nein, noch viel schöner. Rochus und Ulla betrachteten die Weite, den stillen Glanz, der über allen Dingen ruhte. „Ich war zu wild“, klagte sich Ulla an. Und Rochus sagte: „Ich hätte dich doch suchen sollen, als du aus dem Zimmer stürztest.“ Mehr sprachen sie nicht von den bangen Tagen, die nun dahinten lagen. Die Stunde war zu schön. Sie sahen sich lange schweigend an, jeder glücklich in des anderen Nähe. Und als sie aufbrachen, wie von einer geliebten und unvergesslichen Stätte, sagte Rochus: „Dies war ein wunderlicher Pfingstspaziergang, nicht wahr?“

Ulla nickte, dann wanderten sie Hand in Hand talwärts durch den finsternen Tannenwald, aber diesmal bahtete Rochus den Weg. Und Ulla meinte, nie im Leben sei sie einen schöneren gegangen.

Hans Wolfgang Behm.

Wenn Pfingsten tief erfüllt.

Logau, der Dichter längst entschwindender Tage, hat einmal die Pfingstzeit sehr sinnig mit einem Auf des Himmels umschrieben, den dieser seiner bräutlichen Erde schenkt. Und wollte damit nur an das im religiösen Bewußtsein der Menschheit seit alters her verantwortete Pfingsterleben erinnern. Ein Erleben, das die den nahenden Jungsommer vorbereitende Natur uns Jahr um Jahr auslöst, sobald wieder der Waldbesitzer duftet und sich alles sprossen und blühen umher in jubelnder Bereitschaft für eine spätere Zeit der Reife befindet.

Sobald das junge Korn im Winde weht, die Lerche pausenlos in Himmels Höhen jubelt, richtet der Niederbayer seinen „Pfingst“ her. Füllt einen jungen Burschen in Erlau- und

verfügenden Geist auch ein neues Haupt gehört, schließlich mimisch enthaupet wird.

Schwaben kennt die Citte, durch weißbehaarte und rotbeschürzte Jungmänner am Pfingstmontag junges Eichengrün einholen zu lassen, einen der Jünger damit zu bekleiden und unter dem Maibaum Gericht über ihn abhalten zu lassen. Eine Szene, die in ihrer ganzen Folge mit Ansprachen und Scherzen auch nur wieder dastehen soll, daß neue Lebenskräfte regsam werden. In Sachsen und in Thüringen verheißt sich zu Pfingsten der „Wilde Mann“, ein moosverhüllter Jüngling. Er wird entdeckt, gefangen genommen, beschossen, fällt kühnbar tot um. Doch ein gemittelter Arzt läßt ihn zur Aet. Der wilde Mann steht auf, füllt neue Lebenskräfte in sich pulsen, ist „vom Geiste erleuchtet“ und verjüngt.

In Dänemark tritt ein den Geist des Wachstums und der Blütenfülle darstellender Schaupiel als Pfingst, Gras- oder Maifest auf, wie ähnlich in manchen Gebieten unserer Heimat der sogenannte „Gans im Grünen“. In nordischen Ländern, wie in Dänemark, werden zwei Kinder, eine Pfingstbräut und ein Pfingstbräutigam, in bunte Blütenpracht eingekleidet, jedes Kind bekleidet sich mit Butterblumen, und ein langer Zug mit Brautjungfern und Vorreitern setzt sich in Bewegung. Alles ist guter Dinge und freut sich auf kommenden Entsegen, der von der jetzt zur Empfängnis bereiten Natur zu erwarten ist. Denn das Brautpaar wird zum Gleichnis einer sich ständig neu befruchtenden und erhaltenden Natur.

Kein Zweifel auch, daß so manchen Frühlings- und Sommerfesten der Jugend, wie solche selbst noch die Großstadt kennt, daß so manchen Volksfesten mit der Wahl einer neuen Sommerkönigin daselbst uralte Pfingsterlebnisse zugrunde liegt! Freuen wir uns darob, denn was an den Ursprung unverfälschten Volksstums rührt, ist noch immer wert, Herz und Seele aufzulockern.

Möge jene, die Seele abende Pfingstbotschaft in solchen Volksbräuchen Erfüllung werden, mögen wir sie dort vernehmen, wo tausend Schwingelböden der Jünger die Welt in silbriges Glänzen tauchen, oder dort, wo der pfingstliche Sonnenstrahl sich an bunten Fenstern des Domes bricht; wesentlich bleibt nur, daß der Mensch sich läutert und das uralte Erleben nachempfiehlt, wie es jener Eberbüchse Wandersmann Angelus Silesius im Angesichte einer pfingstlich früh erblühten Rose in zwei unvergängliche Strophen betete:

„Die Rose, welche hier dein äußeres Auge sieht,
Die hat von Ewigkeit in Gott geblüht. . .“



Pfingstfest (Ausgießung des Heiligen Geistes), Gemälde von Multscher.
Deutsches Nachrichtenbüro (M.)

Geißelblätter ein und stülpt ihm eine Krone, mit Dornenblumen geschmückte Krone auf. Schwerbewaffnete Burschen begleiten beim Gang durch das Dorf den Wundermann, der mit reinem Wasser begossen und im Bewußtsein, daß zu einem sich

Anton Mailly-Wien:

Pfingsten in der Toru.

Nach der Volksüberlieferung sollen so manche Pfingsttänze nach Pestepidemien entstanden sein. Die Tanzzeit war im Mittelalter eine auffallende krankhafte Erscheinung, die auch in verschiedenen mit Musik und Tanz verknüpften Sagen zum Ausdruck kommt. Man braucht nur an die Pfingstfänger von Hameln oder an die tanzenden Kinder zu Erfurt zu denken. Nach einer lachhaften Chronik sollen im Jahre 1257 über tausend Kinder tanzend aus der Stadt verschwunden sein, und niemand wußte, wer sie hinausgelockt hat. Am Fuße des Rothenbergs bei Hameln stehen zwei Steine, zwischen denen die Kinder in die Erde verschwunden sein sollen. Hier sei auch an die Sage von der Versteinigung von Sündern erinnert, die in den Pfingstnächten oder in der Johannisnacht auf freier Flur getanzt hätten. In manchen Gebieten werden diese Tänze nach den Hezen genannt. Derlei Sagen entstanden aus der Verpötlung der heidnischen Frühlingsstänze, die man freilich nicht gänzlich austrotten konnte. Der Mensch macht den Jahreskreis der Natur mit und feiert ihn auch in irgend einer Form seit urdenklichen Zeiten. In Echter nach findet noch immer am dritten Pfingsttag die springende Prozession statt, ein eigenartiger Tanz, dessen Entstehen auch mit einer Pestepidemie im Jahre 1374 begründet wird. Noch gegenwärtig nehmen Tausende an diesem Zuge teil. Gewöhnlich machen die Tänzenden drei Schritte vorwärts und springen dann zwei Schritte zurück.

Eigenartige Ueberlieferungen berichten, daß man von derlei rhythmischen Tanaufführungen nach Kriegs- und Pestzeiten eine Auffrischung der Lebensgeister erhoffte. Das hätte zur Einführung der sogenannten Pesttänze beigetragen, die zur Erinnerung an diese traurigen Zeiten alljährlich zur Pfingstzeit wiederholt wurden. Die Aufführung der Pesttänze zu Pfingsten hat andererseits zur Vermutung geführt, das Wort Pesttanz sei durch Verbalhornung von Pfingstanz entstanden. In niederdeutscher Mundart ist Peis, Peisen der Name für Pfingsten (Pentecoste). Aus einer Münchener Urkunde aus dem Jahre 1349 wissen wir, daß dem Schaffler (Kassier) der Stadt der Dank für seine Leistungen bei den öffentlichen Tänzen zur Ermüdung der durch die Pest entvölkerten Stadt ausgesprochen wurde. Aus dieser Mitteilung könnte man ebenso gut den Schluß ziehen, daß der Schaffler als Pfingstanz schon lange vor der Pestzeit bestanden hat. Ebenso dürfte die Sage vom Pesttanz zu Immertanz zu lösen sein, der zur Seidenzeit nach dem Dreißigjährigen Krieg eingeführt wurde, um, wie es in der Ueberlieferung hervorgehoben wird, die Gemüter wieder lebensfreudig zu machen.

Sagen berichten überall, daß nach einer Seuche in einer Ortschaft oft nur wenige Menschen am Leben geblieben sind. In Kreuzwertheim sollen das Pestjahr 1356 nur acht Personen überstanden haben. Zur Erinnerung an die schwere Not führten diese acht den Brauch ein, alljährlich zu Pfingsten in den Wald zu ziehen, um einen Baum zu fällen, sodann diesen zu fällen und sich mit dem Erdboden einen lustigen Tag zu machen. Dieses Fest ist selbstverständlich ein verkanntes altes Frühlingsfest, das man später aus einer eindrucksvollen Festzeit ableiten wollte. Vielleicht hat die Geschichte dieses Tanzes drei Phasen durchgemacht, als Frühlings-, als Fronfest und schließlich als Pesttanz.

Als ein ursprüngliches Frühlingsfest entpuppt sich auch folgender Festbrauch. Nach einer Rätter Sage blieben in Weitenfeld nach einer furchterlichen Seuche im 15. Jahrhundert nur das Burgfräulein und drei Burschen am Leben. Ein Wettlauf sollte nun entscheiden, wer das Fräulein zur Frau nehmen werde, und so führte der Sieger das Burgfräulein als Braut heim. Ihr Standbild sieht man noch heute am Brunnen. Zur Erinnerung an diese Begebenheit findet am Pfingstmontag das Kranzreiten statt. Die Statue ist an diesem Tage mit einem Kranz geschmückt und bildet das Ziel des Wettlaufes und Meitens. Der Sieger erhält den Kranz der Jungfrau. In diesem Pfingstfest sind die zwei alten Frühlingsfeste, der Maientritt und der Brautlauf, als überlieferte Volksbegehungen zu erkennen, womit auch seine Entstehung aus einer Festzeit widerlegt erscheint.



Waldpfingsten.

Von Wilhelm Hochgreve, Goslar.

Pfingsten im deutschen Walde! Auch wenn der Jagdherr nicht die zwei Böde freigegeben hätte, den jagdbaren und den „Abzucht“, der schon ins dritte Jahr kein regelwidriges Geheiß herüber zu retten vermochte, ich zöge dennoch mit ihm hinaus in seine Walddörge, die im düstigen Festgewande prunkten. Wir sind zwar schon im Juni, aber der Wald hat noch den Stempel des Mai, den köstlichen Würstchen jungen Blattgrün, die wohlige Gerüche der Kiefer, Fichten- und Lärchentrübe und den feinen Harzgeruch. Punt sind diese Wälder, in denen eine bestimmte Baumart nur hier und da in geschlossenen Beständen vorherrscht, sonst paart sich mit dem Silbergrün der Buchenstämme immer wieder das Braun und Rot der Nadelbäume, mit dem lachenden Blattgrün der Eiche der Fichten, dessen Dunkel die jungen Triebe aufstellen, und überall leuchtet das Schneegewand der Wirtshäuser heraus.

In solchem Walde gibt es auch Vogelgeleben und Vogeljubel — ganz anders als in den Forstgärten, die keine rechten Wälder mehr sind. Eingezwängte Wiesen und Acker, Pache und ein Waldteil mehrten die Lebensbedingungen aller Vögel, die hierzulande brüten, und darum höre ich hier ein Konzert, wie es vielmehr nicht sein kann. Im hohen Altholz ruft der Ringelblauer, und in den mächtigen Randfichten lodt dumpf und

stillsch der Hohltauber. Im Stangenort eifern Stng- und Schwarzdrossel um die Wette, und dazwischen tönt bisweilen auch noch das kurzstrophige Lied der Misteldrossel. An den hohen Buchen und Kiefern pfeift die Golddrossel, der heimliche Pirol oder Vogel Walow, und um die Eichen fährt schnalzend der muntere Kleiber. Ab und an ruft er auch nach seinem Weibe mit hellem Liebesstöhnen „Wiewo, wiewo, wiewo!“ — „Trrr!“ so wirbelt's auf einmal dazwischen, der große Buntspecht trommelt am Türzaden eines alten Baumes, und ihm antwortet ein härteres Trommeln; es rührt vom Schwarzspecht her.

Ich bin auf meinem Pfingstgange beim Waldteich angelangt. Schon auf mehrere hundert Meter verrät er sich um die Frühlingszeit durch die Nohrfänger, die in seinem Salmenwalde haufen. Man sollte meinen, daß hier selbst Taube hören können, so laut ist der Lärm der kleinen Gesellschaft mit den laien Jungen. Allen überlegen aber ist der Drosselrohrsänger, der „Karrleier“, dessen Geschnarr nur zuweilen der Todessiff eines Walzerhuhns durchschneidet oder das Räkeln eines Stoderpels überbitt. Durch lichten Buchenwald über einen dichten Teppich von Ringelstrauch, Waldmeister und Stiermieren führt der Pfingstpfad. Eine Rinde mit zwei wenigen Tage alten Riten, die ich im Weitergehen nicht aus den Augen lasse, läßt mich auf knapp hundert Schritt vorüberziehen: Behüt dich Gott, du treue Mutter!

Deutsche Waldpfingsten! Heute klingt mir auch des Säbers Stimme, der mich schreie begleitete, bis ich im Halbdickicht untergetaucht bin, beinahe schön. Von diesen hübschen bunten Waldtrömmern gibt's hier überreichlich, weshalb wir den Jagdherrn schonen, damit seine Sippe die Jungvögel- und Gierrenüber turhalten hilft. Seitdem die Raubvögel in unsern Wäldern durch rücksichtslose Verfolgung zum Teil bis an die Grenze der Ausrottung zurückgingen, nahm das Geschehen der Säber, Gierren und Krähen überhand, die den Niederwildbestand und die Vogelwelt weit mehr schädigen als ein paar Jagdhunde. Naturschutz ohne Raubvogelschutz — der nicht alle Arten gleich zu behandeln braucht und keine Begrenzung haben soll — ist Selbsttäuschung und Naturbetrug.

Mein erster Pfingstmorgenvorfrühgang ging zu Ende. Der Jagdherr ist schon vor mir zurückgekehrt und hat es sich vor dem Jagdhause, unserm „Waldschloß“ aus Balken, Wäldern und Fichtenborde, bequem gemacht. Er sah in der Morgendämmerung eine Fuchsfährte, die vier oder fünf Sproßlinge führte, um sie in das Weidwerk der roten Sippe einzumünden, und in Brunnmanns großem Keeschlag erblickte er einen gut jagbaren Hox, in dem er den Sechser vom Vorjahre wiederzuerkennen glaubte. „Und weshalb schafften Sie nicht?“ Er zögerte mit der Antwort. Dann meinte er: „Wir vertreiben uns ja. Es gibt so Stimmungen im Jäger, die den Drücker gerade halten. An diesem Pfingstmorgen hätte ich vorbeigeschossen.“



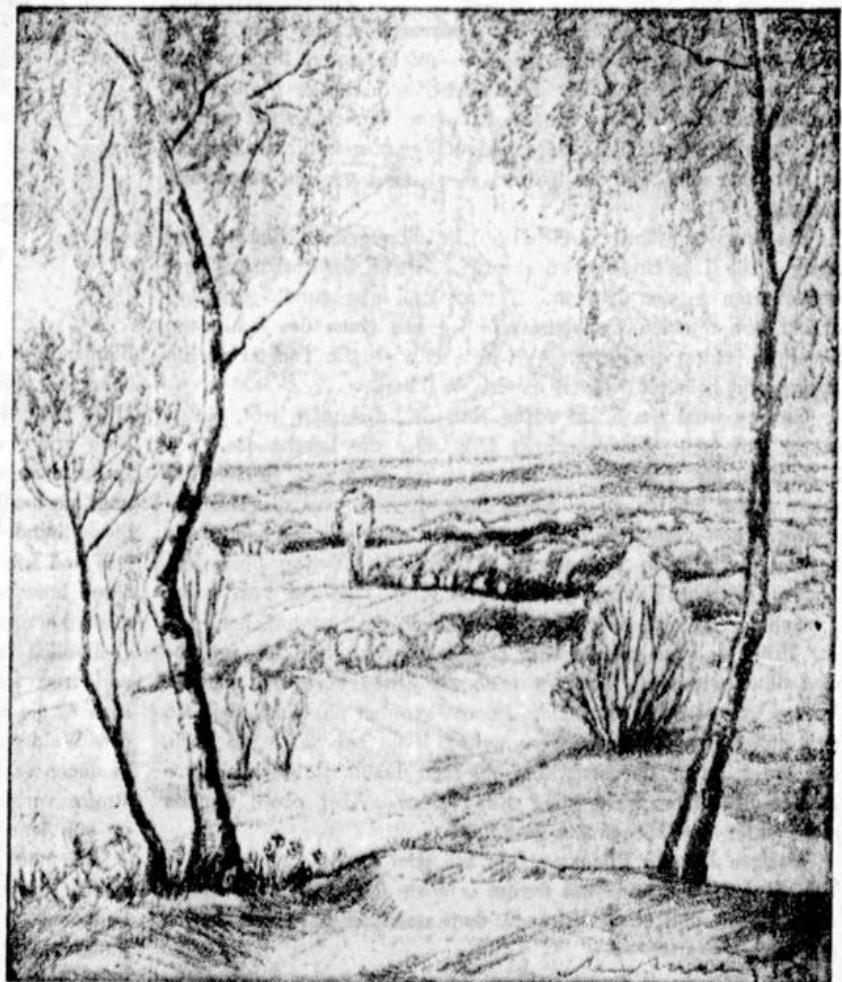
Waldpfingst-Lied.

Die deutsche mittelalterliche Leiedichtung, die unter dem befruchtenden Einfluß der Kreuzzüge und des Minnegeanges einen besonderen Aufschwung gewonnen und zu schöner Höhe sich entfaltet hatte, brachte zu der Osterleise des 12. Jahrhunderts „Christ ist erstanden“ um die Mitte des 13. Jahrhunderts auch eine entsprechend schöne Pfingstleise hervor:

An bitten wir den heiligen Geist
Im heiligen Glauben allermeist,
Daß er uns behüte an unserm Ende,
Wann wir heimfahren aus diesem Glende;
Kyrieleis!

Sie ist kein Jubelgesang wie die Osterleise, sie ist ganz Inbrunst und Bitte und atmet so recht in ihrem einfachen Wort wie ihrer schlichten Tonweise die Stimmung des Kyrieleis. Gerade diese Pfingstleise ist von einer so unbedingten Keuschheit der Empfindung und Echtheit gläubigen Verlangens, daß sie schon darum in unserer Seele, die ja im Grunde das Keusche und Wahre liebt und will, widerlingt.

Wir finden oft bei uralten Vätern, etwa einem Krutizius oder einem Resperbild, eine gewisse Unbeholfenheit des Ausdrucks, doch dieser ist so kraftgeladene, daß sie nicht fäht, im Gegenteil mit ihm befreundet. Nämlich so ist es mit unserer Pfingstleise: Der unregelmäßige Versbau, die für unser heutiges Ohr etwas zu naiven Klangreime „allermeist“ auf „heiligen Geist“ und „Ende“ zu „Glende“ wirken wie jene ungelente,



Pfingstlandschaft

Zeichnung: Prof. Malitz, Deutsches Nachrichtenbüro (M.)

holzschnittartige Betonung, die das Wesentliche hervorheben will.

Das Wort „Glenbe“ zeichnet so recht die Leise als echtes Volkstlied. Dieses altdeutsche Wort heißt eigentlich elende, anderes, fremdes Land, Auswand, Verbannung. Wir Menschen sind ja auf Erden nur Pilger, Wallfahrer im „Glenbe“, im „fremden Lande“, wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir.“ So trägt diese Pfingstleise auch den Charakter eines Wallfahrtsliedes; als solches wurde sie im Mittel-

alter oft und gern gesungen und erst vom 15. Jahrhundert ab allgemeine am Pfingstfest auch in den Kirchen.

Pfingsten ist zwar das Fest der letzten Erfüllung und darum ein Tag des Jubels und Dankes, doch ist es auch — wie sonst feins der hohen Freudenfeste — ein Tag der Besinnung und Einsicht. Und gerade diesen stillen Ernst will unsere Pfingstleise in uns singen und beten machen. Kyrieleis.

Otto Janssen.

Bilder aus dem Süden von F. M. von Siegroth:

Pfingsten in Lomgominn.

Die Bewohner der sonnigen rebenumkränzten „Campagna felix“, wie Plinius die furchtbaren Gefilde Süditaliens nennt, haben jene heitere, sorglose Lebensauffassung bewahrt, die schon „Großgriechenland“ eigen war, zu dem jene Gegenden im Altertum gehörten. Diese aus dem Hellenentum und dem heiteren Kultus ihrer Götter übernommenen Eigenschaften übertrugen die Neapolitaner auch auf ihre christliche Religionsanschauung. Die Kirchenfeste sind hier fast alle Freudenfeste, Volksfeste voller Lebensgenuss. Besonders die Wallfahrten zu Pfingsten. Haben die Pilger ihrer Andacht in den Kirchen Genüge getan, so endigen sie den Tag mit Schmaus und Trank, mit Musik und Tanz, mit einer Nachtantenluft, die an die Antike erinnert.

Zu Pfingsten sind es zwei Heiligtümer, zu denen Hunderttausende der Stadt- und Landbevölkerung Campaniens strömen.

Am Pfingstmontag wallfahrten sie zur Muttergottes auf den Monte Vergine. Die Meise dahin, zu der man oft schon des Nachts aufbricht, ist mit Kosten und Anstrengungen verknüpft. Querst geht die Fahrt mit Eisenbahn oder Kraftwagen durch weite blühende Felder und Gärten, an anmutigen Ortschaften vorbei, nach Avellino, einem malerisch von hohen, dicht bewaldeten Bergen umschlossenen Städtchen. Avellinos waldreicher Baumbestand soll mit dem lateinischen Namen der Gabelnüsse zusammenhängen. Von hier aus geht es zu Wagen, Pferd oder Esel hinauf zur ersten Etappe, der Abtei Loreto, wo die weißbärtigen Mönche, die Schätze ihrer Bibliothek hüten. Dann führt der Weg weiter zwei Stunden, die man durch die Drahtseilbahn abkürzen kann, hinauf zu dem dreizehnhundert Meter hoch gelegenen Sanctuarium des Monte Vergine. Der ursprüngliche Bau wurde im Jahre 1124 auf den Ruinen eines heidnischen Tempels errichtet. Die dreischiffige Kirche umschließt ein altes byzantinisches Madonnenbild. In einer Kapelle steht der römische Kaiser Augustus, des Sohnes Kaiser Friedrichs II., des Hohenstaufen. Er fiel als Herrscher von Sizilien in der Schlacht bei Benevent gegen Karl von Anjou.

Eine fast unübersehbare Menschenmenge strömt in die Kirche. Die Osterien der Orte im Tale hätten sie nicht fassen können. Darum sind überall auf den Wegen Tische mit Speis und Trank aufgestellt, die aber vor der Andacht kaum in Anspruch genommen werden, obwohl die köstlichen, durststillenden Früchte loden und der rote Rotwein in den offenen Flaschen blinkt. Dagegen werden die Verkäufer von Rosenkränzen, Kerzen und Heiligenbildern dicht umdrängt. Der Ambrosius des Weibtrahns bringt aus dem Kirchenportal. Bis hoch hinauf zur Decke des Gotteshauses brausen die Orgelklänge und erfüllen die Herzen mit Anbrunst. Demütig werfen sich die Pilger auf die Knie, fließen nieder und legen ihr Gebilde vor der heiligen Jungfrau ab. Unzählige sind diejenigen, die mit bloßen Füßen als Bisher den kalten Steinboden betreten. Von den Wunden der Gottesmutter erzählen die Mönche, die über und über mit Rotvioletten und wachsernen silbernen Gliedmaßen bedeckt sind, datgebrachte in Dankbarkeit für geheilte Krankheiten oder Errettung bei Blitzschlägen, Meeresstürmen oder aus anderer Todesnot. Nach der Andacht überläßt man sich draußen im Waldesschatten der fröhlichsten Stimmung.

Andere Wallfahrer pilgern zur Madonna dell' Arco. Ihr Heiligtum liegt im Berggebiet, am Fuße des Monte Somma in einem einsamen Dörfchen. Hier wurde vor fünfhundert Jahren ein schlichtes Marienbild an einem Mauerbogen der nach Cap Mikenum führenden antiken Wasserleitung entdeckt. Es war als Fresko gemalt und wenig sichtbar, da der Gipfel eines hohen Kastanienbaumes es beschattete. Der Wasserleitungsbau stammte aus der Zeit des Kaisers Augustus. Im Jahre 1520 ergötzen sich an einem Pfingstmontag die jungen Burden des nahen Ortes am Wallspiel. Als der eine von ihnen das Spiel verlor, schleuderte er voller Wut mit einem Fluche seinen Ball gegen das Bild, das plötzlich — der Legende nach — an der linken Wange Blutsprünge zeigte. Dies Wunder wurde bekannt. Man wallfahrte zur der Stelle, und bald konnte die Geistlichkeit der umliegenden Ortschaften durch reiche Spenden eine Kapelle mit Zellen für zwei Eremiten daselbst errichten. Heute steht das Bild am Hochaltar einer ansehnlichen Wallfahrtskirche neben einem Kloster. Die flackernden Kerzen von zwei prächtigen Kandelabern beleuchten die mythische Verlebung an der Wange. Am Ausgang stellt ein Gemälde den gottlosen Wallspieler und seine Strafe dar.

Nachdem die Pilger an dieser Stätte ihr Gebet verrichtet haben, stärken sie sich, wie diejenigen auf dem Monte Vergine, in den vielen mit Vorbeergehen ausgeputzten Gaststätten des Orts. Hier werden die Straßenspiele gedreht, die Fische in großen

Pfannen geschmort und Berge von Maffaroni auf die Schüsseln gehäuft. Die Flaschen sind gefüllt mit dem feurigen Saft der auf glühendem Lavaboden gewachsenen Reben. Aus dem Kirchenfeste wird nun ein weltliches, ein Freudenfest bei beiden Pilgerchören. Fahrgeselle und Reittiere werden mit Girlanden und bunten Bändern wie zum Blumenfeste geschmückt. So geht es wieder dem heimatischen Herde zu. Und alle die Tausende und abermals Tausende folgen in Gruppen mit Sang und Tanz den auf hohen Stangen getragenen Madonnenbildern. Diese Stangen sind umwunden mit Blumen, Bändern, Kastanien- und Haselnußketten. Viele befestigen sogar Backwerk, kleine hölzerne Tüpfel, Kübelchen und anderes Spielzeug daran, das sie für Erwachsene und Kinder vor dem Kloster gekauft haben. Auch die Hüte der Pilger sind mit Kastanien- und Haselnußschmüren verziert. Hier singt man zum Lobe Marias Berge zu



Weltbild (M).

Lichte Birkenallee im dunklen Nadelwald weckt Lust zur fröhlichen Wanderung.

weltlichen Melodien, dort Liebeslieder mit Mitornellen zu Mandolinenslang. Wie von bezaubernder Lust hingerissen, bewegen sich die schwarzglänzenden Tänzerinnen. Ihre Wangen glühen, ihre Augen blitzen. Es ist, als ob sie ein Freudentaumel inmitten der ihnen zujauchzenden Menge ergriffen hätte. Die Lustigkeit dieser Scharen bei der Rückkehr gemahnt an den gleichlichen Kult der Kybele, auf deren Tempeltrümmern die Kirche von Monte Vergine errichtet wurde. Kopf an Kopf gedrängt, erwarten die Angehörigen und Freunde den festlichen Einzug der heimkehrenden Wallfahrer. Das Geheul, das diese ihnen von der Pilgerfahrt mitgebracht haben, wird als Talisman betrachten, denn es soll jedes Haus ein volles Jahr lang gegen Unglück sein. Bezeichnend für die Beliebtheit des Festes ist, daß viele Bräute sich die Teilnahme an der Pfingstwallfahrt im Ehekontrakt sichern.

Pfingstlied.

Pfingstionne schüttet Gnade aus
In gottgeweihter Nacht.
Da regt mein Herz die Schwingen,
Sich jubelnd hochzufingern
Zu Glanz und Blütenpracht.
Mein Herz, das ist von Liedern voll.
Wie voll Gesang der Baum;
Sie werden sich erheben,
Gleich Lerchenjubel schweben
Im sonnenfeligen Raum.

Max Wittrich.

Der Rügler.

Eine Jägergeschichte von Otto R o r i s:

Beim ersten Amfelschlag war ich im Revier, denn die Bodjagd ging auf. Bevor die Gehörnten zu Holze zogen, wollte ich in dem Unterholz sein, von wo aus ich sie zu verheeren gedachte. Der Tau lag frisch und weiß auf dem hohen Graje. Alci und Anabentrant nicken blaß von der überhandenen Nacht, und die Mählichchen neigten schweremütig die süßen Gesichter. Vor mir zog sich ein dunkler Strich durch die Wiese hin. Ein Sprung Rehe hatte den Tau gestreift. Plötzlich bog die Fährte im rechten Winkel ab. Die Tiere waren flüchtig geworden. Den Hasen verfolgend, glaubte ich auf Menschen-, Fuchs- oder Hundefährte zu stoßen, spürte jedoch einen starken Bod.

Ich folgte dem tiefen Siegel seiner Schalen. War die Spur schon dank ihrer Schwere gut erkennbar, so zeichnete sie sich durch den linken Hintertaus besonders aus. Die Schalen klemmten beim Heben und rupfen das Gras. Am feuchten Nahlboden sah man deutlich verdrängte Spigen. Ich war auf den Rüpfer gestoßen, auf einen alten Griesgram, einen jener boshafsten Kerle, die selbst während der Brunst Rade und Schmaltech mißhandeln.

Zwei Tage später traf ich einen waderen Sechser in dichtem Tannenbehang. Er vertrat nicht einmal auf der Stelle, obwohl er mich gut im Winde hatte. Ein Schuß warf ihn um. Der arme Schelm war böse zugerichtet. Seine Fährte führte zu einem Kleebeide, an einen vorgeschobenen Birkenbruch. Und hier ergab es sich, daß er mit dem Rüpfer handgemein geworden war. Mich packte Born.

Lange vor Sonnenaufgang war ich im Revier und kam erst heim, wenn das letzte Stüd zu Holze zog. Lange vor der Dämmerung sah ich in einer Verblende oder auf einem Hochstich an. Doch der Rüpfer kam mir weder vor das Glas noch vor das Rohr. Daß er trotzdem sein Unwesen trieb, bewies der Fall Rottowitsch eindeutig. Diese ehrbare Frau riß mich mit viel Gelderei aus dem Mittagschlaf, indem sie mit eindringlicher Gewalt auf mich einredete. Allmählich begriff ich, daß ein wütender Nebel ihr, während sie Rübenpflanzen steckte, an die Kehreite getannt sei.

Wutchnaubend rannte ich zu Förster Karl. Der hatte eben Besuch. Sein Schwager Bartisch aus der Nachbarschaft, ein tüchtiger Rechnungsrat, schlürfte den liebevoll gespendeten Kaffee. „Den kenne ich!“ vollerte Karl los. „Schloßweife Spigen hat er. Gerissen ist er wie ein Eatan. Im vorigen Jahre hat er den Kollegen Remminger totgeärgert. Den kriegen wir nicht.“

„Du kennst ihn?“ — Karl lachte: „Weiß sogar, wo er steht.“ „Versuchen wir es doch mal!“ riet Bartisch mit abgeklärter Milde in Gebärde und Tonfall.

„Bald gesagt!“ Karl punkte grimmig aus. „Der zieht mich schon lange genug an der Nase herum.“ Die Frau Förster legte sich ins Mittel. Ihr lieber Bruder sollte auch einmal die Bonnen des edlen Weidverts genießen. Karl mußte nachgeben. Wenn Herr Bartisch sich auf der Jagd ebenso wader benahm wie bei Untrunt und Stat, dürfte man Großes erhoffen. Karl meinte vielsagend: „Bis jetzt hat er noch keinen Bod geschossen.“ Der Schwager bezog es auf sein Spiel und lächelte gewinnend.

Der Abend kam. Abmarsch! — Vor dem Walde kam uns ein altes Weiblein entgegen. Karl lief querab durch Korn und Korn davon. Ich haßte mit langen Beinen hinterher. „— bald gesagt!“ murkte der sehr abergläubische Karl, als ich ihn erreicht hatte. „Sieh mal den da! Der geht an der alten Heye vorbei und zieht noch den Hut wie vor der Frau Oberförster.“ Dabei wies er auf den ahnungslosen Schwager, der sich lachend nach uns umsah. ...

Der Bod. Draußen auf dem Klee ätte er in einsamer Größe. Schlag, Haue und Dusch, war das ein Burische! Ein Erlenkbruch schob sich in das Feld. Gedacht durch dichtes Unterholz konnte man den Urian bis auf Schußweite anvisieren. Das war meine Aufgabe. Karl wollte sich rechts an der Wais des Bruchs, sein Schwager sollte sich links aufstellen; denn sobald der Bod mich vorzeitig spitz kriegte, würde er unbedingt den Wald annehmen und so dem einen oder andern zum Schuß kommen. Ich froh, windete und wand mich. Das Herz schlug mir zum Halse heraus. Der Bod begann im Jagdglase zu tanzen. Ruhe, alter Junge! redete ich mir zu. Kein Lüftchen regte sich. Selbst die Blättchen der Silberpappel wagten nur ganz leise zu tuscheln. Und jetzt ins Anie. Ein dichter Weidornbusch vor mir. Mit Bedacht suchte ich eine Lücke fürs Gewehr. ...

Da zerreiht ein fürchterliches Gebrüll den Frieden. Ein Schuß kracht. Der Bod wirft auf und raß ins Feld.

Herr Bartisch hätte den ihm zugewiesenen Platz auch wirklich gehalten, wenn ihm nicht eingefallen wäre, er müsse noch etwas fragen. Auf dem Wege zu seinem Schwager brach er in ein Moorloch ein und ließ laute Hilferufe aus. Er kletterte noch bis unter die Ähnen im Moos, als ich dazukam. Vergeblich bemühte Karl sich, den schweren Kamm zu heben. „Da haben wir das alte Weib!“ — bald gesagt!“ schrie er mir entgegen, und es war wiederum zweifelhaft, wen er meinte.

Keiner von uns beiden kam auch in der Folge auf den Rüpfer zu Schuß. Wie ein böser Geist durchzog er das Revier und verwirrte mit seinen Freveltaten die Gemüter. Einmal bogte er einen Radfahrer in den Straßengraben, ein andermal ging er auf die entzündende Richte des Herrn Milthaler und deren Freuden los. Des Herrn Oberförsters Telephon rasselte nach Karl.

Wenn Karl und ich zusammenkamen, lautete die erste Frage: „Hast Du ihn bekämpft?“ Die zweite hieß: „Was hat er wieder angeestellt?“ Wir wurden, bald gesagt, völlig durchgedreht. Zuweilen hatte ich das bestemmende Gefühl, der Rüpfer hände da oder dort im Korn, in den Buschbüschen oder am Waldrande und verfolgte verächtlich meine kümmerhaften Bemühungen.

Das Jahr ging, ein zweites kam. Der Rüpfer blieb. Wir hat er das Büschchen beigebracht; vorichtiger als ich konnte kein eingekreifter Wildbiid durch das Gehölz ziehen.

Das Korn reifte. Staubige Sonne lag auf den Wegen und Feldern. Ich Hochwalde aber war es schattig und kühl. Tritte. Ich wurde noch regungsloser. „Woh—ö—ö“ schredte dicht vor mir auf dem Wege ein Bod, hielt einen Herzschlag still und raßte dann wild davon.

Gimmel und Hölle, der Rüpfer! Hinte runter, anbacken war eins. Zwischen den Büschen rechts vom Wege sah ich ihn das Korn. Brüllend geriff der Schuß die Stille. Der Rüpfer verschwand.

Nachsuche. Hundert Gänge weiter lag er. Die Kanne hatte er statt von sich gestreut, den Kopf trotz in den Raden geworfen, aber die Augen waren gebrochen. ...

Ob ich mich freute? — Nein, ich sah mich scheu um, als hätte ich einen Mord begangen. Zu Karl ging ich nicht. Es widerstrebte mir, mit meinem Triumph zu prahlen. Allein verträumte ich die folgende warme Sommernacht vor mir den Rüpfer, über mir den Mond. Ein Zufall war der Mörder des flugen Alten geworden.

Sobald ich in der Folgezeit durch das Revier zog, spürte ich eine Leere, als wäre ein Freund verstorben.

Pfingstpredigt der Natur

Rittergut Büschhausen ist ein kleiner Herrenhof in Thüringen, der sich in einen Saalewinkel zwischen Gumburg und Dornburg schmiegt. Liebtlich eingerahmt von den sanften fruchtbaren Hügeln, die am linken Saaleufer ansteigen, und den romantischen schroffen Kalkfelsen, die jenseits der Saale bei dem schmucken Bauerndorf Wichmar sich emporheben.

Zu dem Rittergut gehört eine kleine schmucklose Kirche. Liebtlich läuteten ihre Glocken das Pfingstfest ein und luden zur Andacht. Da öffneten die wenigen Bauernhäuser, die zum Gute gehören, ihre Türen. Zuerst kamen die Alten heraus. Männer und Frauen mit weiterharten, zerfurchten Gesichtern schritten bedächtig in ihrem Sonntagsgewand der Kirche zu. Dahinter kam die Jugend in bunten Kleidern, rotwangig und lachend und dachte wohl schon weiter an den Pfingsttag und die Pfingstspiele auf dem Anger.

Als sie durch die Pforte des Kirchleins gingen, brauste die Orgel in mächtigen Afforden auf. Der Kantor, der von Edolskadt zum Kirchendienst nach Büschhausen kam, war ein geborener Musiker. Das wußten die harten Bauern nicht, aber sie spürten trotzdem die Kraft der Töne und sagten oftmals: „So wie der kann es weit und breit keiner.“ Ein herrliches Jacopraludium hatte die Gemüter zu fester Andacht gezwungen. Der Kantor leitete in sanften Afforden zu dem frohen Pfingstchoral über.

Schmückt das Fest mit Maien,
Lasset Blumen streuen,
Bündet Opfer an:
Denn der Geist der Gnaden
hat sich eingeladen,
Machet ihm die Bahn.“

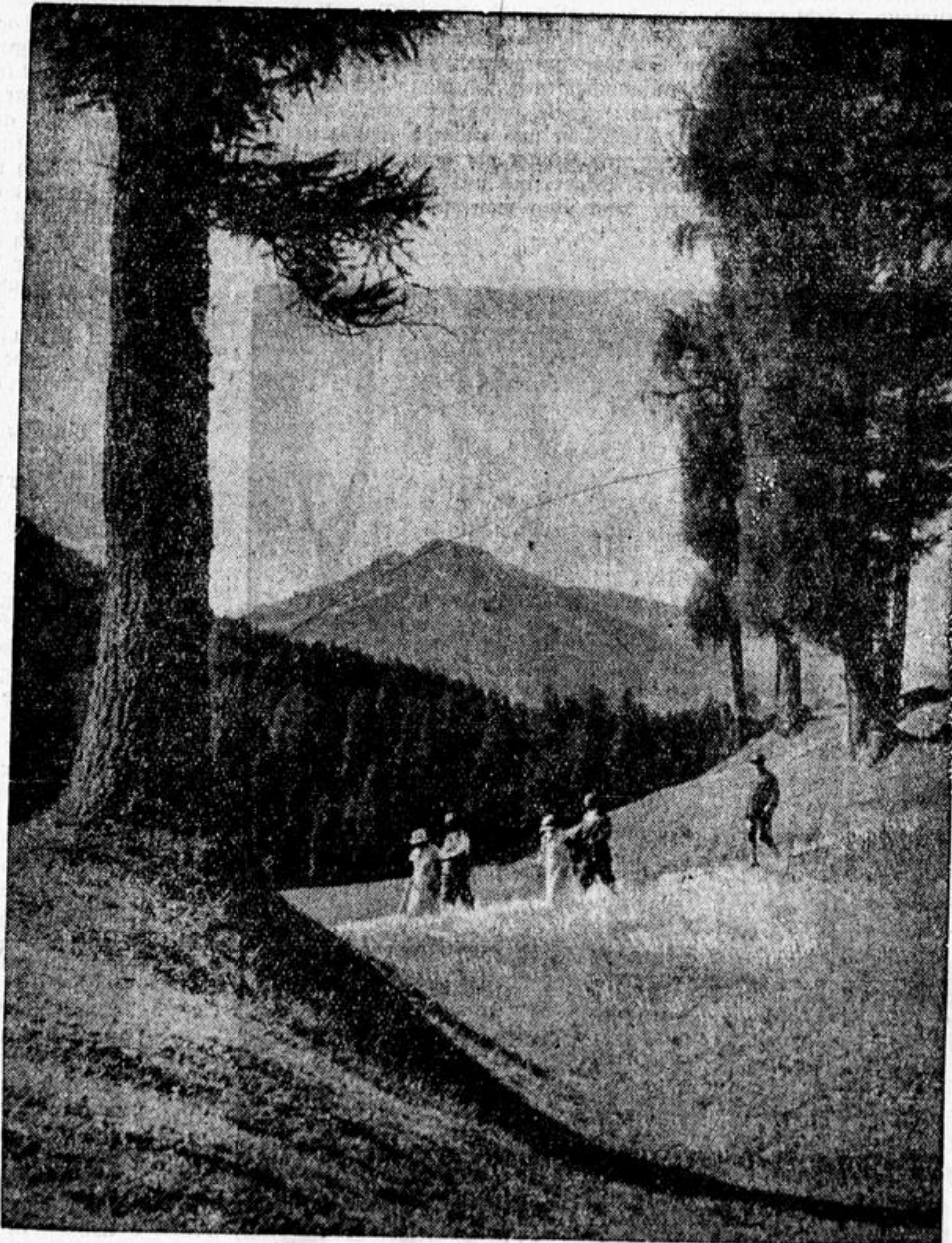
Es sind nicht immer die großen Dome und Kirchen, die die frommste Gemeinde sammeln. Sinder sind wir Menschen ja alle; aber hier war es ein Erlebnis, die Köpfe der Bauern zu sehen, wie sie der Pfingstpredigt lauschten. Als ob ein Gemälde, lebendig geworden wäre! Der alte Pfarrer, eine mächtige Prophetengestalt mit hellen leuchtenden Augen und schlohweißem Haar und Bart, predigte von der Kanzel, und wenn die Sonne über seinem Haupte lag, schien es von einem Heiligenschein umgeben. Es war die alte Predigt von dem Pfingstwunder der tausend Zungen Gottes, in denen sich durch den Mund des Petrus die Ausgießung des Heiligen Geistes offenbarte. Der Pfarrer begann:

„Wir alle“, so sprach er, „kennen die Pfingstgeschichte, von der Ausgießung des Heiligen Geistes, wie ich sie vorm Altare heute wieder verlesen habe, und das Wunder der tausend Zungen ist uns schier unbegreiflich. Ja, auch der Gläubigste unter uns hat sich schon einmal die Frage gestellt: Gibt es überhaupt Wunder? Meine lieben Bauern! Tausend Wunder umgeben uns, aber die Not und harte Last des Alltags hat uns die Kraft genommen, sie zu schauen. Ist es da nicht Zeit, an dem Feiertage des größten Wunders, der Ausgießung des Heiligen Geistes, der Offenbarung Gottes zu gedenken, die er uns alljährlich zu Pfingsten schenkt.“

Von alters her ist es bei uns Brauch, am Pfingstnachmittag einen großen allgemeinen Plurgang zu machen. Erinnert ihr euch des letzten Pfingsttages? Im vollen Glanze erstarrte der Himmel. Nur hier und da hatte der große Meister in zarten Floden einige weiße Wölkchen an das Firmament gezeichnet, damit sich das Auge in der Unendlichkeit der Himmelskuppel einmal ausruhen könne. Da steigt ihr am Gutsputz vorbei dem Walde zu. Über den Jaun des Parkes nicht in vollen Dolden der Flieder, und ein lauer Wind wehte euch seinen schweren Duft in die Nase, um euch als Feiertagsgruß die Erinnerung an den Aem eurer Dungen zu rauben. Als ihr den Feldweg erreicht hattet, betrachtetet ihr mit Kennerblicken den Stand der Saat, lauschtet eure Meinungen aus und hofftet, daß Gott euch den verheißungsvollen Beginn nicht mit Hagel und Unwetter zerstören möge. Bald war der Waldrand erreicht und ihr tratet ein in Gottes schönsten Dom. Euer Buchenwald ist ein kleines verwunschenes Paradies für alle Kreatur, die Pfade von Moos überwuchert, der Wald vom Holzfisch fast unberührt.

Da wurdet ihr auf einmal seltsam still und wußtet vielleicht nicht einmal wie euch geschah. Ich aber sage euch, Gott erhob in tausend Zungen seine Stimme und machte die Natur zu seinem Prediger. Da wandeltet ihr unter den Buchenkronen wie unter den Epiphytten eines gotischen Domes dahin und lauschtet der Pfingstpredigt der Natur. Vor veränderter die Sprache der Blumen und Gräser, der Bäume und Sträucher, der buschenden Eichen und hüpfenden Kröten. Über allem schwebte wie Engelschöre die tausendstimmige Zwitscherinfonie der Waldvögel. Gewiß, das Naturgefühl, die Verbundenheit mit eurer heimatlichen Erde ist immer als Kräftequell von euch empfunden worden, doch dieses Empfinden blieb im Unterbewußtsein fest verankert. Ihr machet kein Bewußt davon. Aber damals brach die Erkenntnis in einem heiligen Erlebnis in euch durch. Die Pfingstpredigt der Natur goß Gottes Geist in eure Seelen.

Ihr wandertet weiter und erreichtet die Höhe und den herrlichen Ausblick in das weite gewundene Saaletal bis zu den Dornburger Schloßern. Tief ergriffen standet ihr still. Es war, als wägete keiner mit der Umkehr zu beginnen. Erst der laute Pfiff der Bahn riß euch aus eurem Sinnen. Die Pfingstpredigt der Natur war beendet. Durch die Felder ging es talwärts wieder dem Dorfe zu. War das nicht ein Wunder, meine lieben Bauern? Und schenkt euch dieses Wunder Gott nicht alljährlich, wenn ihr nur hören wollt? Gehet hinaus, denn wieder ist es Pfingsten geworden!“



Das Wunder der Pfingsten

Photo: Schert

Ein Wort über das Pfingstkleid

„Pfingsten, das liebliche Fest ist gekommen.“ So beginnen fast alle Hymnen auf unser äußerlich schönstes Fest, ob sie nun in die Form der Poesie oder Prosa gegossen sind. Und man kann es nicht leugnen: Pfingsten ist ein liebliches Fest, wir können uns an diesen Tagen die Welt nicht anders vorstellen als sonnenklar, mit durchsichtig glimmernder Luft, mit herrlichen sprühenden und leuchtenden Farben. Pfingsten! In dem Klang des Wortes liegt alles verborgen, aus ihm tönt in hellem Dur die brausende Musik des Hochfrühlings. Es kann wirklich kein schöneres Fest geben; denn kein anderes Fest trägt ein so zartes Kleid und keines darf sich gleichen seltlichen Schmuckes erfreuen.

So nimmt es nicht wunder, daß wir Menschen es dem Feste gleich tun möchten. Pfingsten ziehen wir unsere besten Kleider an und schmücken uns und unsere Umgebung. Nicht, daß wir uns mit Diamanten und Perlen und Gold und Steinen begnügen – wir begnügen uns mit Blumen und frischem Grün, von der Natur verwunderlich gesendet. Und wer will erlauben, daß das nicht nur der billige, sondern auch würdige Schmuck ist, der jemals geschaffen wurde? Hier schenkt uns der Frühling, schenkt uns Pfingsten.

Nur mit den Kleibern können wir uns nicht auf den Frühling verlassen, seine Schöpferkraft reicht nicht so weit, daß er uns der Sorgen um das Pfingstkleid entheben könnte. Wer kennt diese Sorgen nicht? Nicht nur die Frauen, wie das andere Geschlecht in seiner Etablenheit anzunehmen geneigt ist, auch die Männer

denken vor dem Pfingstfeste an ihre äußere Hülle. Warum auch nicht? Einige Male im Jahre muß das Kleid erneuert oder wenigstens auf neu hergemacht werden. Man verachtet diese Pflicht gern auf Pfingsten. So erhält ein an sich natürlicher Vorgang, der sich im Laufe des Jahres – je nach Vermögen – wiederholt, besondere Bedeutung. Zu anderen Zeiten wird aus ihm nicht soviel Bedens gemacht, wie zum Pfingstfeste. Pfingsten trägt der Mann, und sei er noch so gleichgültig, wenigstens eine neue Strawatte, er trägt dieses Zeichen eines Erneuerungstriebes nicht nur, er ist auch eitel genug, den harmlosen Schmuck auffällig zu machen und, wo es nottut, darauf hinzuweisen. Zu anderen Zeiten fällt ihm das nicht ein.

Jede Frau putzt und schmückt sich gern, und sie freut sich, wenn man jede Veränderung am Kleid oder in der Kleidung aufmerksam und anerkennend bewundert; aber keine Frau ist so besorgt um das neue Kleid, wie um das Pfingstkleid, auf keines wird größere Sorgfalt verwendet, niemals ist sie mehr auf ihr Aussehen bedacht als am Pfingstsonntag, wenn sie zum erstenmal das Pfingstkleid trägt. Und niemals strahlt das Gesicht heller für eine Anerkennung und Zuneigung.

Man soll uns Menschen darum nicht hassen. Dieses Schmuck- und Gestaltungsbedürfnis ist Zeichen echter Naturverbundenheit. Alle Geschöpfe, ob Mensch, Tier oder Pflanze, wollen im Hochfrühling ein neues Kleid tragen und geschmückt sein, und alle stellen sich eitel und stolz zur Schau.

Eva Schmidt.

Rufblättchen.

Von Max Geisenheyer.

I.

Der Zug fuhr von Dithmarschen dem Süden zu. Ein Ehepaar saß im Abteil des Wagens. Beide waren groß, beide weißhaarig und ganz Gestalten ihrer Heimat. Sie fuhr zum Besuch der Tochter nach Bayern. Zum erstenmal. Er erzählte, daß er nun bald pensioniert würde, und daß sie dann auch nach Bayern ziehen würden. In der Nähe der Tochter würden sie sich ein Häuschen bauen. Mit einem Garten dabei. Er sagte das mit einem Leuchten in den Augen, als ob erst dann sein eigenständiges Leben beginnen werde. Die Frau nickte dazu mit ihrem guten mütterlichen Gesicht. Sie sah sehr fest, gesund und sicher da. Wie sie so lächelte, war in ihren Augen eine winzige Geschichte zu lesen. Eine Geschichte nicht in kalten, gedruckten Buchstaben, sondern im Schimmer eines kleinen Lichtes im Augenwinkel, in einem paar Farbtonen des Augapfels, in einigen Bewegungen der Lider, in einem Blick, der den Zuhörer der stummen Geschichte fest ansah.

Die Geschichte lautete: Ich werde in dem Häuschen alle Arbeit machen. Aber das tut nichts. Ich werde den Garten betreuen. Ich werde die Ziege besorgen. Er, mein Mann, das große Kind, wird an den Rosenstämmen studieren, obwohl er davon gar nichts versteht. Er wird jeden Morgen früh aufstehen und einen Gang durch den Garten tun. Einmal wird er schreien: Frau, die erste Erdbeere ist da! Und ich werde rufen: Ach Du sie! Dann wird unsere Tochter mit dem Kufel kommen, und ich werde sehr angestrengt aufpassen, daß er nur möglichst weit abbleibt vom Rosenstod und von der Erdbeere....

Da sah der Mann zu ihr hin und zwinkerte ihr zu, als habe er die lautlose Geschichte wohl angehört und verstanden. In seinen Mundwinkel ging ein lustiger, kleiner Vogenstrich hoch. Dann aber wurden seine Augen groß; er dachte plötzlich an das Häuschen. Dann kniff er sie zusammen, da dachte er an die Berge und sah sie ganz in der Ferne am Horizont liegen, wie in seiner Heimat die Wälder. Derweil baute die Frau an dem Haus weiter. Einstädig mühte es sein, wie die in Dithmarschen, mit einem weißen Raum ringsum, dicht am Giebel ein paar Bäume, deren Kronen sich über das Dach legten, damit sie den Garten nicht beschatteten. Was der Mann nur immer mit seinen Rosen wollte! Sie würde, wenn sie des Morgens in den Garten ginge, zuerst nachgucken, ob es mit dem Salat noch nicht soweit sei und mit den Frühkartoffeln....

Als sie sich wieder zueinander wandten, wußten sie genau, daß sie soeben beide in dem künftigen Garten spazieren gegangen waren, und sie überdachten, was dieses Leben ihnen alles gebracht, wie es sich nun freundlich zu ihnen neigte. Sie saßen auf der Bank in dem Eisenbahnabteil und legten ihre Hände übereinander, als wären sie im Garten des Paradieses.

II.

Der kleine Dampfer wollte gerade abfahren. Die Passagiere warteten bereits auf das letzte Zeichen. Da kam vom Ende des Landungssteiges her ein seltsamer Zug. Zwei Männer trugen eine Bahre. Die Passagiere sahen mit erschrockenen Gesichtern, wie sie näher und näher heranrückte. Der Steg schien endlos lang zu sein. Die Person, die auf der Tragbahre lag, war mit weißen Federn umhüllt, und über ihr Gesicht war ein weißes Tuch gelegt.

Vorsichtig hoben die Leute die Bahre an Deck und sprangen dann schnell auf den Landungssteig zurück, nachdem einer der Männer dem Kapitän einige Worte ins Ohr geflüstert hatte. Am nächsten Augenblick saß das Schiff in See.

Der Kapitän ließ die Bahre in den Schiffsalon bringen. Er machte aber gar kein trauriges Gesicht. Am Gegenteil. Er schob die Bahre schief und lachte. Er wollte seiner Frau, und ging mit ihr in den Salon. Bald wußte es das ganze Schiff, da unten lag eine junge Mutter von der Insel. Sie hatte ein Kind bekommen, einen Jungen, und ihr Mann hatte durchaus gewollt, daß sie in der Stadt ins Krankenhaus käme, damit ja alles richtig und ordentlich zugehe. Da der Dampfer nur einmal am Tage fuhr, mußte sie wenige Stunden nach der Geburt verladen werden. Unten im Salon lag sie bereits ein wenig abgedeckt. Das Gesicht, das da zum Vorschein kam, war bleich, aber von einer stillen Andacht überglüht. Der Knabe lag dicht neben ihr. Auch sein kleiner Kopf war sichtbar.

Um den Salon gingen in halber Höhe Dufende von niedrigen Fenstern. Als die Mutter aufwachte, sah sie ringsum an die hundert lachenden und freundlichen Gesichter, die Reihen an die Scheiben gedrückt, als sei sie von einem Kranz guter Engel in Menschen gestalt umgeben, und auf jedem Gesicht, in das sie aufste, war ein Abglanz ihrer eigenen Freude.

Der Eifersüchtige.

Gnädige: „Also Sie sind der Bruder meiner Köchin? Hat sie noch mehr Brüder?“
„Die sollte sich unterfragen!“

Das Pfingstfest in der Kunst

Die kleine Christengemeinde zu Jerusalem sah um Maria versammelt. Sie sprachen viel von diesem und jenem, was sie der Meister gelehrt, von seiner Himmelfahrt, und waren in froher Erwartung des Kommenden. „Ich werde euch den Tröster senden, den Geist der Wahrheit“, hatte ja Christus gesagt. Und wie sie saßen, entstand vom Himmel ein Brausen, gewaltiger als ein mächtiger Sturm rüttelte es am Hause und erschütterte sie. Vom Himmel fiel Feuer herab, zerteilte Zungen ließen sich auf jeden von ihnen nieder. Und sie wurden mit dem Heiligen Geist erfüllt, sie sprachen in allen Sprachen der Welt...

Aus den Jüngern, den Schülern Christi waren Apostel geworden, Prediger, die schlichten Fischer von Galiläa waren mit einem Mal voll der Gewalt des Wortes. Sendboten Gottes waren sie geworden!

Welch ungeheures Ereignis! Die Geburtsstunde der Weltkirche war gekommen. Zum letzten Mal wirkt Jesus Christus sichtbar unter seinen Getreuen, und der Heilige Geist Gottes vollzieht in ihnen eine nie erlebte Wandlung. Das ist ein biblischer Vorwurf, ein gewaltiges Thema, das jeden gläubigen Künstler in seinen Bann ziehen mußte.

Wohr der Pfingstbilder sind nicht zuviel. Keines Malers Pinsel wäre imstande, die ganze Sturmgewalt dieser Stunde nach-

abgebildet. Etwas Intimes, Familiäres breitet sich über den Raum, wo die Jünger, um die liebevoll gezeichnete Maria geschart, das Wesen des Gottesgeistes bedend verspüren.

Das Bild von Jan Joest in der Pfarrkirche zu Kalkar (um 1500), welches wir hier zeigen, gleicht in der Anordnung dem Pfingstfest Meisters Konrads. Eine edle Harmonie, eine heilige Ruhe und Gottesnähe breitet sich über diesem Werk, das ein so großer Künstler uns schuf.

Dürers bekanntes Pfingstbild, ein Ausschnitt aus der „Anbetung“, läßt wieder den Meister der Beobachtung und feinen Zeichnung erkennen, der in Ecken so viel lernen konnte und dazu die Wärme seiner so deutschen Malerpersönlichkeit fügte.

Aber schon in der Renaissance wandelt sich das religiöse Bild. Man legt mehr Wert auf Formenscönheit und Anmut der Gestaltung als auf ein Emporführen durch die Kunst zu den Höhen Gottes. Wie alles auf der Welt hat aber auch die Kunst, vor allem die kirchliche Kunst also, die Förderung der Ehre Gottes als höchste Bestimmung. Sie muß, wie Kreitmairer S. J. einmal sagt, den Beschauer zur Erkenntnis und Liebe Gottes anregen. Im Barock nun verläßt das religiöse Bild oft noch mehr als vorher diesen Boden, von dem allein es ausgehen kann. So



Jan Joests „Pfingstfest“ für die Kirche von Kalkar

zu lassen. Und es ist eine Wandlung des Geistes, von innen her, die sich am Pfingsttag vollzieht.

Aus dem 13. Jahrhundert haben wir eine im Stil ähnerliche Miniatur. Sie stammt aus dem Psalter des Landgrafen Hermann von Thüringen. Hier ist bewußt abstrahiert. Der Romaniker setzt ja zudem alles flächig. Dies entsprach seinem Wollen, jede Kunstform in ihren Dimensionen zu lassen. Diese Miniaturen waren ähnerlich farbig, und zwar oft ohne Rücksicht auf die natürliche Vorlage. So erscheinen die Gesichter hier stark gebunkelt.

Von dieser transzendentalen Darstellung führt der Weg weiter über Meister Konrad von Goeß, auf dessen Niederwölbung Altar wir die Ausgießung des Hl. Geistes erleben. Es ist merkwürdig, daß man gerade diese Arbeit, ein Nebenbild der großen Kreuzigung, als farblos und schwach ansieht und daher nur einem Konrad-Schüler zuschreibt: vielleicht liegt das an der Schwierigkeit, mit diesem gewaltigen Stoff formell fertig zu werden.

Wer das Bistzerfensterloster Heisterbach kennt, weiß auch um den berühmten Meister des Heisterbacher Altars. Es war der beste Schüler Stephan Lochners, der ganz in der Art der Kölner Schule auch seine bekannte „Sendung des Hl. Geistes“ fertigte. Das Ueberflüssige des Romanischen ist hier

müssen wir auch das Pfingstbild von Peter Paul Rubens betrachten, das als Kunstwerk, als Gestaltung inneren Aufstiegs und in der Schönheit seiner Formgebung einfach auf der Höhe stehen mag, aber nicht seinen Zweck erfüllt, den Betrachter aufzurichten, emporzuführen, gut zu machen. Es war damals eine Kunst der Heuchelei, eine überflüssige Freude an der perspektiven Gestaltung schwieriger Aufgaben, die unseren Blick im Formalen bannen muß.

Die Moderne weiß mit dem Großen, Gewaltigen des Pfingstgeheimnisses nur recht wenig anzufangen. Der Stoff läßt sich für sie im Ausdruck zu wenig variieren, die Themenstellung liegt ganz im Biblisch-Religiösen, Ueberflüssigen.

Und doch haben uns manche Meister der Zeit das Pfingsterleben nahebringen können, zumelst zwar als Versuch, noch nicht vollkommen ausgereift zum Großen, besinnenden Werk. Leo Samberger, der schon damals außerordentlich stark war in der biblischen Themenbehandlung, nahm mit seinem „Pfingstfest“ (1889) die mit den Samson- und Paulusbildern begonnene Darstellung dramatisch stark bewegter Szenen wieder auf. Ist dieser Stoff auch wie bei der Kreuzigungsgruppe von 1886, nur in stützenhafte



Eine prächtige Miniatur aus dem Psalter des Landgrafen Hermann von Thüringen (13. Jahrh.) In diesem Pfingstbild kommt die vorwiegend symbolische Bedeutung der Malerei, wie wir sie in dieser Stilepoche finden, reiner denn je zum Ausdruck. Der Künstler will ja in der Miniatur wie im Wandgemälde nichts anderes als ein Sinnbild für geistig Echtes und Wahres finden und bedient sich der Farbe und Linie in reiner, perspektivisch nicht gleichbewährter Form.

Form gegossen, so fühlt man doch hier den mit ungewöhnlicher Formkraft gestaltenden Künstler. Die nur von oben, vom hoch schwebenden Geist Gottes ausströmende Beleuchtung zeigt uns die eigenwillige Prägung des echten Samberger-Bildes. Gebhard Fugel erscheint uns in seinem Pfingstbild zu wenig innerlich mit dem Stoff verachsen, die Stellung und Anordnung erinnert zu stark an dramatische Pose.

Peter Cornelius hingegen sucht auch hier seinen eigenen Weg. Sein „Pfingstfest“ stellt die Herabkunft des Hl. Geistes in ihrer sinnlich wahrnehmbaren Wirkung dar und greift die erste Predigt der Apostel vor dem Volk Israel heraus. Die Front der Jünger, die in tausend Augen, mit der Eindringlichkeit des Heiligen Geistes, Gottes Wort verkünden, setzt sich gegenüber dem Volk in wirksamer Geschlossenheit. Als Cornelius dahingegangen war, stellte man dieses Werk, das letzte des Künstlers, wie bei Raffael die Transfiguration, zu Häupten des Toten auf, des Mannes, der einmal betend niederkniete: „Über im Staube bitte ich Dich, o Herr, laß nicht liegen den Staub über Deinen Geist...“ W. Bl.



„Die Ausgießung des Heiligen Geistes“ von Peter Paul Rubens (1577–1640). (WV-Bilder)

Das Geheimnis der Geige

ROMAN VON ANDREAS POLTZER

In einem nebligen, unfreundlichen Novembermorgen war der Chemiker Dr. Abelhausen in seinem Laboratorium einem Herzschlag erlegen. Sein Tod erweckte bei einigen Wiberhall. Dr. Abelhausen erfreute sich in Fachkreisen eines bedeutenden Rufes; die kurzen Nachrufe in der Presse erwähnten dies.

In der schönen Villa in Berlin versammelten sich die Freunde und Bekannten des Verstorbenen, um ihm das letzte Geleit nach dem nahen Waldfriedhof zu geben. Nur ein Diener blieb in den großen, mit Luxus eingerichteten Räumen zurück. Johann Briener war erst seit einigen Monaten im Hause des Chemikers angestellt.

Raum hatte der letzte Gast die Villa verlassen, da eilte Briener nach dem Arbeitszimmer des Verstorbenen. Er schloß sich ein. Aus einem kleinen Sack holte er ein Bündel Papiere hervor. Nach wenigen Minuten war die Schreibtischlade geöffnet. Vorsichtig, mit behandschuhter Hand, prüfte Briener ihren Inhalt.

Auf seinem Gesicht malte sich Enttäuschung. Eilig, doch mit großer Sorgfalt, brachte er alles wieder in Ordnung. Er verließ das Arbeitszimmer und begab sich nach dem Schlafgemach des Hausherrn. Er spürte den Geruch von Wachskerzen; eine brannte noch. Ihr Anblick erweckte in Briener einen leisen Schauer. Rasch verschleuchte er die unheimlichen Gedanken und schritt auf den eingebauten Schrank zu. Er fand den Anzug, den Dr. Abelhausen zum letzten Male getragen hatte.

Hastig tastete Briener die Taschen ab. Sein Blick leuchtete auf. Im nächsten Augenblick hielt er ein Schlüsselbund in der Hand. Sein Weg führte in das Laboratorium des Chemikers.

An der einen Wand hing eine schwarze Tafel, auf der Dr. Abelhausen noch kurz vorher mit Kreide einige chemische Formeln verzeichnet hatte. Briener hob die Tafel von der Wand. Eine kleine viereckige Platte wurde sichtbar. Einer von den Schlüsseln, die Briener im Anzug des Abelhausen fand, öffnete das Schloß des Geheimtresors.

In dem kleinen Stahltresor lag ein Päckchen Banknoten. Briener beachtete es kaum. Er durchsuchte mit seinen behandschuhten Fingern vorsichtig den Sack Papiere, den er im Tresor vorfand. Mit rotem Kopf hielt er jetzt ein Blatt dünnes Papier in der Hand. Es war mit Buchstaben und Zahlen eng beschrieben.

Briener faltete es zu einem winzigen kleinen Stückerl zusammen. Einen Augenblick überlegte er, dann verwahrte er das Papier mit großer Sorgfalt in seiner Westentasche. Er war bereits ruhiger. Mit einer selbstverständlichen Geste ließ er das Päckchen Banknoten in seiner Rocktasche verschwinden. Ein mit Diamanten besetzter Orden ging denselben Weg.

Briener verschloß das Safe. Er hängte die Tafel auf ihren Platz. Dann lehrte er in das Schlafgemach von Dr. Abelhausen zurück und steckte die Schlüssel wieder in den Anzug.

Die Frau und die Dienerschaft des Verstorbenen waren von ihrem traurigen Gang noch nicht zurückgekehrt, als Briener die Villa verließ.

Er trug in der Hand ein kleines Kofferchen. Vorsichtig spähte er nach allen Seiten, dann schritt er eilig aus. Doch einige Straßen weiter hielt er eine Laxe an. Er gab dem Chauffeur die Weisung, ihn nach dem Bahnhof zu fahren.

Raum war er in den Wagen gestiegen, als zwei Männer, die ihm heimlich gefolgt waren, ebenfalls in ein Auto sprangen. Dieses Auto, eine große dunkelblaue Limousine, war bis jetzt hinter den beiden Männern langsam hergefahren.

Die blaue Limousine mit ihren drei Insassen folgte in ungefähr hundert Meter Abstand der Laxe des Dieners. Sie verlor ihn nicht aus den Augen. Am Bahnhof entlohnte Briener den Chauffeur. Er betrat die Bahnhofshalle. Auch seine beiden Verfolger hatten ihren Wagen verlassen. Sie sahen, wie Briener seinen kleinen Koffer an der Aufbewahrungsstelle abgab. Gleich danach verließ er den Bahnhof wieder.

Es fing bereits an zu dunkeln. Der Mann mit dem groben Gesicht und sein eleganter Begleiter folgten wie ein Schatten Briener. Er hatte sich noch nicht ein einziges Mal umgesehen. Er befand sich jetzt in einer kleinen, stillen Straße. Plötzlich machte Briener kehrt. Über sein Gesicht, das sich verfinsterte, hatte, ging ein nervöses Zucken.

Er hatte seine beiden Verfolger, die gerade eine Straßenlaterne passierten, erkannt. Wenige Schritte entfernt sah er das erleuchtete Schaufenster eines Ladens. Ohne zu überlegen, trat er ein.

Briener erkannte, daß er sich in einer Musikinstrumentenhandlung befand. Geigen, Cellis, Gitarren und Notenhefte lagen auf den Tischen oder standen auf Gestellen in dem ziemlich großen Raum. Briener atmete auf. Für den Augenblick fühlte er sich geborgen. Ein Mann mit weißen Haaren und wunderbar blauen Augen fragte nach seinem Begehrt.

Er verlangte irgendein Klavierstück von Schumann, an das er sich zufällig erinnerte.

„Um, ja“, sagte bloß der alte Mann mit den herrlichen Augen und wandte sich dem Regal mit den Noten zu.

Briener erblickte jetzt durch die Glasscheibe der Tür zwei Augenpaare, die in den Laden starrten. In seiner Erregung biß er sich bestig auf die Lippen.

Er trat in den Teil des Ladens, der von der Straße aus nicht zu sehen war. Auf einem Tisch lagen mehrere

Geigen; in einiger Entfernung stand ein kleiner Tisch mit einem Violoncello. Briener griff in die Westentasche; zwischen seinen vor Angst feuchten Fingern hielt er jetzt den aus dem Geheimtresor geraubten dünnen Zettel.

Als Briener wenige Minuten später den Laden verließ, trug er unter seinem Arm recht auffällig einige Notenhefte.

Schon befanden sich die beiden Verfolger an seiner Seite. Der größere mit den groben Zügen griff nach seinem Arm. Briener blieb stehen.

„Wo ist das Papier?“, fragte der Elegante. „Ich habe es nicht gefunden“, antwortete Briener beläufig.

Gerade dieser Ton machte den anderen misstrauisch. „Versuchen Sie nicht, uns zu täuschen!“ Er sprach leise, doch Briener hörte deutlich die versteckte Drohung.

„Auf mein Wort, ich habe das Papier nicht entdeckt!“ beteuerte er.

„Warum sind Sie dann nicht auf Ihrem Posten geblieben? Warum flüchteten Sie?“

Briener kam die Frage nicht unvorbereitet. Er hatte sich die Antwort schon zurechtgelegt. „Ich wurde von der Hofe überrascht, als ich den Schreibtisch des Doktors durchsuchte. Sie hätte mich bestimmt verraten ...“

Die Erklärung klang glaubhaft: Brieners Verfolger wußten ja nicht, daß er in der Villa ganz allein zurückgeblieben war.

„Geben Sie mir den Aufbewahrungsschein von Ihrem Koffer!“ forderte der elegante Mann. In seiner Überraschung reichte ihm Briener widerspruchslos den Schein. „Sie können morgen Ihren Koffer wieder haben“, sagte er zu Briener.

Die dunkelblaue Limousine hatte die drei Männer jetzt erreicht. Die beiden stiegen ein. Briener blickte dem Wagen nach, der in der Richtung des Bahnhofes verschwand.

Einen Augenblick überlegte Briener, ob er sofort in den Instrumentenladen zurückkehren sollte. Doch gleich kamen ihm Gedanken: vielleicht würde er noch beobachtet. Er würde es lieber morgen tun ...

Nur wenige Minuten, nachdem Briener die Dr. Abelhausensche Villa heimlich verlassen hatte, klingelte ein Mann an der Tür. Er war überrascht, daß kein Mensch sich meldete. Er drückte die Klinge des Gittertores nieder und merkte, daß es nicht verschlossen war.

Der Besucher gelangte zum Gebäude selbst. Auch hier fand er offene Türen. Seine Verblüffung steigerte sich noch, als er die Räume durchschritt, ohne auf einen Menschen zu stoßen. Er gelangte bis zum Laboratorium des Chemikers. Er schreute durch ein lautes Gepolter auf. Die schwarze Tafel, die Briener in der Eile nur oberflächlich besichtigt hatte, war von der Wand gefallen.

Der Fremde erblickte die Panzertür des Safes. Er trat näher und fuhr mit der Hand über die Stahlplatte. In dieser Lage überraschte ihn die zurückgekehrte Witwe.

Clarissa Abelhausen schrie auf. Der fremde Mann, der ihr den Rücken gekehrt hatte, wendete sich jäh um.

„Clarissa!“ rief er. Doch sofort verbesserte er sich: „Gnädige Frau!“

Auch sie hatte ihn erkannt. Fünf Jahre waren es, daß sie Dietrich Elmers zum letzten Male sah. Er hatte sich wenig geändert; nur an den Schläfen vertieften einige silbrige Fäden, daß die Zeit auch an ihm nicht unbemerkt vorbeigekommen war. Er war anständig gekleidet, trotzdem eriet sie mit dem den Frauen eigenen Instinkt, daß es ihm nicht gut ging.

Clarissa hatte vor fünf Jahren den Chemiker Dr. Abelhausen geheiratet. Der schon alternde Mann war kurz vorher zu einem großen Vermögen gelangt. Es war ihm nach jahrelangen Versuchen gelungen, einen künstlichen Diamanten herzustellen. Sein hundertfacher Gewinn hatte zwar lange nicht den Härtegrad des echten Steines, aber geschäftlich nahm er, was Feuer und Farbe anbelangte, den Vergleich mit den schönsten echten Brillanten auf.

Der mächtige südafrikanische Diamantenkonzern, der mit Recht durch die Abelhausensche Erfindung einen katastrophalen Preissturz der echten Diamanten befürchtete, erwarb das Patent des Chemikers. Dr. Abelhausen erwiderte sich, im Gegensatz zu vielen Erfindern, als ein guter Kaufmann. Der Diamantenkonzern zahlte ihm für seine Erfindung einen Preis, der in die Millionen ging.

Zu dieser Zeit lernte der Chemiker, der die fünfzig bereits überschritten hatte, durch seinen Freund Elmers seine zukünftige Frau kennen. Sie war die Tochter eines einst reichen Mannes, der bei seinem Tode Frau und Kind nur noch ein bescheidenes Vermögen hinterließ. In der Inflation zerfiel auch dieses. Zu allem Unglück erkrankte noch Clarissas Mutter.

Als daher Dr. Abelhausen um ihre Hand anhielt, brachte es Clarissa nicht über sich, die Hoffnungen der tranken Mutter zu enttäuschen. Sie wußte, es wäre der Tod der alten Frau gewesen.

Die Entscheidung war Clarissa nicht leicht gefallen. Sie empfand für den doppelt so alten Abelhausen nur eine vage Sympathie; ihr Herz gehörte schon lange Dietrich Elmers. Elmers war Maler. Manche hielten ihn für einen großen Künstler; der äußere Erfolg blieb jedoch Elmers verweigert.

Nach Clarissas Heirat zog sich der Maler mit einem wundenden Herzen zurück. Er lebte seit einigen Jahren in Italien.

Elmers und Clarissa saßen jetzt in einem behaglichen Raum der Villa. In einem offenen Kamin brannte ein starkes Holzfeuer. Der matte Schein der Tischlampe beleuchtete das schimmernde Porzellan der Teetassen. Clarissa war vor kurzem 30 Jahre alt geworden; in ihrer schwarzen Trauerkleidung glich sie jetzt einem jungen Mädchen.

Stumm hörte sie die Beileids Worte des Besuchers an; mit einem Händedruck bedankte sie sich. Elmers hatte auf ihren Wunsch das förmliche „gnädige Frau“ fallen lassen und redete sie mit ihrem Vornamen an.

„Sie werden über mein plötzliches Aufstehen vielleicht erstaunt sein, Clarissa“, sagte Elmers. „Aber ich komme auf ausdrücklichen Wunsch des Verstorbenen ...“

Kirrend setzte die Witwe die Teetasse ab. „Sie haben mit meinem Mann korrespondiert?“

„Eigentlich nicht. Ich habe vor wenigen Tagen einen Brief von ihm erhalten. Als ich vorgestern aus den Zeitungen sein Ableben erfuhr, setzte ich mich sofort in den Zug ...“

Elmers griff in die Tasche und holte ein Schreiben hervor. Clarissa erkannte die Schriftzüge ihres Mannes.

„Wissen Sie, Clarissa, womit sich Ihr Mann in den beiden letzten Jahren seines Lebens beschäftigt?“

Sie sah ihn überrascht an.

„Mein Mann sprach nur selten von diesen Dingen. Ich habe vielleicht auch nie das richtige Verständnis für seine Arbeit aufgebracht. Ich weiß nur, daß er oft bis spät in die Nacht hinein in seinem Laboratorium saß. Aus unsicheren Andeutungen, die er manchmal verlor, folierte ich, daß er an irgendeiner wichtigen Erfindung arbeitete ...“

Elmers legte seine Zigarette nieder. Er entfaltete das Schreiben, das er in der Hand hielt. Beinahe feierlich sprach er:

„Nach diesen Zeilen zu urteilen, ist Ihrem Mann eine ungeheure, fast unglaublich anmutende Tat gelungen. Bitte, lesen Sie selbst den Brief ...“

Nachdem Briener zu dem Entschluß gelangt war, das Musikinstrumentengeschäft auf diesem Tage nicht mehr zu betreten, suchte er ein Restaurant auf.

Er sah gut und reichlich und trank eine Flasche Moscatwein. Die Summe, die er in dem kleinen Restaurant vorgefunden hatte, betrug beinahe dreitausend Mark.

Nach dem Essen schlenderte Briener langsam die Straßen entlang.

Es war ungefähr zehn Uhr, als er die Westminster Bar betrat. Er war in diesem Lokal schonbar kein Unbekannter, denn er wurde von verschiedenen Seiten mit einem lauten „Hallo!“ empfangen.

Raum hatte Briener an einem Tisch Platz genommen, als eine der im Lokal beschäftigten Barbaren auf ihn zuellte.

„Guten! Drei Tage hast du dich nicht blicken lassen!“ Briener lächelte geschmeichelt.

„Es ging leider nicht, Grita. Aber heute Melde ich den ganzen Abend. Es wird Zeit getrunken!“

„Du bist ein reizender Kerl, Grita!“ Die Barbare Grita lächelte ihn scherzhaft auf die Wangen.

Grita war in dem gedämpften Licht der Bar noch verführerisch; bei Tage und weniger geschminkt würde sie selbst auf Briener keinen allzu großen Reiz ausgeübt haben. Sie war nicht mehr jung, und die Jahre in den Nachtlokalen mit ihrer schlechten Luft und dem vielen Alkohol zählten dreifach. Grita machte sich auch keine Illusionen. Ihr Wunsch war, sich auf irgendeine Weise Geld zu verschaffen. Und seit einigen Tagen, seit ein sehr eleganter fremder Herr mit ihr eine Unterredung hatte, sah es so aus, als ob die Chance sich bieten würde.

Nach dem ersten Glas Sekt entfernte sich Grita für einen Augenblick und suchte die Telefonzelle auf. Nach ihrer Rückkehr achtete sie darauf, daß das Glas vor Briener nie leer blieb. Sie brauchte ihn zum Trinken nicht anzu-spornen, er tat es von selbst.

Er hatte sich bald einen kleinen Rausch angetrunken. Er redete viel; es war dummes Zeug, und sie hörte nur mit halbem Ohr hin.

„Ich werde viel Geld haben!“ rief Briener. Grita horchte auf. Es war Musik für ihre Ohren. „Sie wollten mich küssen“, fuhr Briener schwerfällig fort. „Aber ... ich bin schlauer ... viel schlauer. Bin einfach ... in ein Musikinstrumentengeschäft gegangen. Ein nettes Geschäft ... morgen geh' ich hin und hol' es mir ... gleich an der Bismarckstraße ...“ Dann begann er wieder unsinniges Zeug zu schwätzen.

„Wir wollen jetzt gehen“, sagte Grita.

Auf der Straße wollte Briener bedenklisch; Grita schüttelte ihn. An einer dunklen Ecke stand eine große Limousine. Bei Herannahen des Paares stiegen zwei Männer aus dem Wagen. Noch ehe Briener es merkte, hatten die beiden ihn unterarmt und mit Hilfe von Grita in den Wagen gehoben. In schneller Fahrt entfernte sich die mächtige, dunkelblaue Limousine. Grita blieb zurück.

(Fortsetzung folgt.)

MODE UND HEIM

Launen der Mode

Die beiden Silhouetten des sommerlichen Festkleides



Das Bild der sommerlichen Feste, denen wir entgegengehen, ist modisch bereits festgelegt: zwei Formen, zwei Silhouetten sind es, die uns die Mode beschert, das abgemandelte Stilkleid und das schlanke, sehr enge Seidenkleid mit hohem, gerastem Hals-schluß.

Das Stilkleid hat weiten Ausschnitt, oftmals sind sogar die Schultern freigegeben, der Ausschnitt ist geschmückt, die kurzen Ärmelchen reizend gepufft. Der Rock fällt von der hohen Taille aus weit und glockig bis auf die Füße, noch in reichen Falten, oftmals noch mit Volants besetzt, ausschwingt. Für diese Kleider eignet sich vor allem als Material Organdi und die verwandten, leichten Stoffarten.

Seidenstoffe wird man lieber nach dem anderen Schnitt verarbeiten. Die Musterung darf geometrisch und stilisiert sein — im Gegensatz zum Stilkleid, bei dem man sich gern an realistische Motive hält — die Form betont die Körperlinie und liegt sehr eng an, bis der Rock in der Gegend der Knie in Falten ausspringt und die nötige Weite gibt. Ärmel und Halspartie sind in reichen Raffungen drapiert. Zu beiden Festkleidern gehört der breitrandige, grazios geschwungene Hut.

„Nein, ist das Kind süß!“

Besuch bei einer jungen Mutter

Die Annahme einer vergangenen Epoche, daß die junge Mutter mit der Geburt ihres Kindes eine furchtbar schwere Krankheit überwunden hat, ist heute zum Glück überholt. Leider neigt man jetzt vielfach zu der gegenteiligen Auffassung und vergißt, daß die junge Mutter nach der Entbindung immerhin bester Pflege und größtmöglicher Schonung und Ruhe bedarf.

Das vergessen vor allem die lieben Besucherinnen, die sich schon am nächsten Tag einstellen. Hier darf rücksichtslos der liebe Gast abgewiesen werden: Besuche bei der jungen Mutter sind erst vom dritten Tage an erlaubt! Und auch dann wird der Gast sich Zurückhaltung auferlegen müssen, will er Mutter und Kind nicht gefährden.

Verbieten sind Besuche von Personen, die Krankheitskeime übertragen könnten, die also an ansteckenden Krankheiten leiden oder auch nur Furunkulose, eitrige Fingergeschwüre oder offene Füße haben. Die junge Mutter befindet sich in einem Zustand starker Herabgeminderter körperlischer Widerstandskraft und ist viel empfänglicher für Krankheiten, als andere Menschen. Und selbstverständlich empfängt sie in den Zeiten, wo sie das Kindchen nährt, keine Besucher!

Der Gast, der kommt, um Glück zu wünschen, erkundigt sich natürlich zuvor bei den pflegenden Personen, wann der jungen Mutter ein Besuch angenehm wäre. Daß dieser Besuch sich nur auf Minuten, niemals auf Stunden erstrecken soll, ist wohl selbstverständlich. Der Schlafraum der jungen Mutter, der peinlich sauber gehalten ist und nach Möglichkeit von der

jungen Mutter allein bewohnt wird, steht einem bequemen Stuhl vor, in dem der Gast in einiger Entfernung vom Lager Platz nehmen kann. Niemals setzt sich der Gast auf den Betttrand. Er darf nicht vergessen, daß die Sandfächer, die Leibbinden oder Wickel, die die Ausbildung der Organe der jungen Frau unterstützen sollen, sich leicht verschieben und der Wächterin Schmerzen verursachen können. Der Gast bringt als kleine Aufmerksamkeit ein paar nicht duftende Blumen mit, wenn er der jungen Frau nicht besonders nahesteht. Im anderen Falle sind Kleinigkeiten für die Ausstattung des Kindes oder Erfrischungen für die junge Mutter, wie schönes Obst, besser am Platze.

Die Unterhaltung soll nach Möglichkeit nur kurz die Geburt streifen, dann soll der Gast leichte und erfreuliche Konversation machen. Der sehr rücksichtsvolle Gast verzichtet sogar auf die neugierige Besichtigung des Neugeborenen. Wenn irgend möglich, wird der Säugling ja in einem Nebenraum untergebracht. Einerseits, um der jungen Mutter mehr Ruhe zu gönnen, andererseits, um schon im frühesten Stadium mit der Erziehung des Kleinkindes zu beginnen und seine allzu große Abhängigkeit von der Mutter zu unterbinden. In diesem Falle ist der Gast ja leicht von dem Kind fernzuhalten, denn gar zu nahe liegt die Gefahr, daß angeblich liebevolle Tantenhände — „nein, ist das Baby süß!“ — das Kleinkind tätscheln, aufheben oder gar abtupfen!

Je kürzer und ruhiger der Gast in der Wochenstube verweilt, um so günstiger wird die Wirkung des Besuches sein. Oftmals wird es der jungen Mutter eine größere Freude und Verabigung sein, wenn die Freundin sich, ohne die junge Mutter zu stören, für die kritischen Tage als Haushaltshilfe oder für Besorgungen zur Verfügung stellt, als wenn sie ihr die kostbarsten Blumen bringt!

Was wir Frauen wissen müssen

Großmutter — mit 31 Jahren.

An dem Orte Pozega in der Tschechoslowakei lebt die 31jährige Frau Matile Frankisch, die sich jüngste Großmutter Europas nennen darf. Sie heiratete mit vierzehn Jahren, gab fünfzehnjährig einem Mädchen das Leben, das seither sich vor einem Jahre verheiratete, um jetzt einem Töchterchen das Leben zu schenken.

Zebracheber — die neueste Mode!

Jacken und Mäntel aus Zebracheber sind derzeit in Amerika die große Mode. Vornehmlich zu Sportzwecken, im Automobil und Flugzeug hat sich das schwarz-weißgestreifte Fell sehr gut eingeführt. Nur in Afrika braucht man diese Modifikation nicht einzuführen — dort tragen die Farmer nämlich schon seit Jahrzehnten Zebramäntel. Immerhin sind einige neue Zebrafarmen dank der Modelaune Amerikas in Mittelsafrika entstanden.

Fünfzig Worte Schönheitspflege

Wege zum gesunden Schlaf.

Schlaflosigkeit darf als einer der gefährlichsten Zerstörer weiblicher Schönheit angesehen werden, denn an Schlaflosigkeit leiden weitaus mehr Frauen, als allgemein angenommen wird. Einige Grundregeln, mit Energie befolgt, werden bereits nach kurzer Zeit die Körper und Seele vernichtende Schlaflosigkeit bannen.

Tageseinteilung: Morgenarbeit, Mittagspausiergang, leichte Nachmittagsarbeit und unter keinen Umständen Arbeit (vor allem nicht geistige Arbeit!) nach dem Abendessen. Statt dessen möglicherweise ein kurzer Spaziergang.

Frühaufrücken, anfangs trotz angelegten „Tiefchlafes“ oder bleierner Müdigkeit. Ausreichende Körperbewegung täglich, stets bei offenem Fenster schlafen, aber im warmen Bett.

Ernährung vorwiegend vegetarisch mit leichter Kost. Einschränkung von Fleisch, vor allem Rindfleisch, Hülsenfrüchten und Mehlspeisen sowie Süßigkeiten im allgemeinen. Ersatz durch Frischobst. Ganz zu vermeiden sind Alkohol, Kaffee, Tee, Tabak und Eier. Jede Mahlzeit soll mit einem Vorgesetzt aus frischen Früchten und Rüssen beginnen. Regelmäßige Darmfunktion ist Voraussetzung des guten Schlafes. Bei Altersschlaflosigkeit soll auf salzarme Küche geachtet werden.

Bei erschwertem Einschlafen soll auf Dauergebrauch von Schlafmitteln, auch „unschädlichen“, verzichtet werden. Bei kalten Füßen empfiehlt sich ein Wechselbad, sonst tut ein kalter Leibwidel im erwärmten Bett, der bei Aufwachen in der Nacht erneuert wird, Wunder.

Achtung, Hausfrau!

Lederbissen für den Kranken

Köstliche Gerichte für Schonungsbedürftige Magenkräfte:

Fleischpudding. Ein Pfund Kalb- oder Geflügelfleisch wird mit zwei eingeweichten Brotscheiben durchgedreht. Die Masse vermischt man mit einem Eigelb, Butter und ein wenig Salz, dann schlägt man den Schnee darunter. Eine Stunde lang muß der Pudding in der gut eingeseigten Form im Wasserbad sprudelnd kochen.

Geflügeleremesuppe. Man macht ein wenig Butter mit Mehl im Topf heiß, läßt jedoch nicht bräunen, gibt langsam kochend heiße Hühnerbrühe dazu und läßt die Suppe mit einem Eigelb legieren.

Blumentoufflé. Weichgekochter Blumenkohl wird durch ein Sieb gestrichen, schwach gesalzen, mit Butter und einem Eigelb verrührt, etwas

Alter Sitte getreu

Wir Frauen müssen die schönen, altdeutschen Volkstrachten neu beleben

Kürzlich geschah es, daß ich zu einer „Kindergesellschaft“ geladen war, einer richtigen Kindergesellschaft mit viel Schlagsahne und Kuchen. Meine Freundin, die ihrem ältesten, neunjährigen Töchterchen dieses Fest gab, hatte mich zu Hilfe bei der Beschäftigung und Beaufsichtigung der Kinder gebeten, und Brigitte, das Geburtstagskind, hatte es sich nicht nehmen lassen, mir eine schöngezeichnete, bunt angemalte Einladungskarte zu schicken wie ihren anderen Freunden. Und da stand denn zu lesen: „Ich bitte Dich, pünktlich und in einer altdeutschen Tracht zu kommen!“

Kinder sind gekleidete Herren und Richter! Ich suchte und fand also nach einiger vergeblicher Mühe das Staatskleid einer fast vergessenen Großtante aus dem schlesi-schen Land und fand mich in dem strengen Seidentuch, der bunten Schürze und dem selbst am goldgeputzten Kopfschmuck schlichte „Kindergesellschaftsfähig“. Aber die Kinder — es war ein entzückender Anblick! Nur wenige hatten es sich mit bayerischer Nationaltracht und einfachem Bauernmädchenanzug bequem gemacht. Fast alle trugen etwas Besonderes mit eifrigem Stolz: „Der Gürtel ist noch von meiner Urgroßmutter!“ — „Die Haube hat Großvaters Schwester zur Hochzeit getragen!“ — „Und der Schmuck ist schon seit dreihundert Jahren in unserer Familie!“

Nachdem die größte Aufregung mit Schokolade und Kuchen beruhigt worden und der Eifer für lebhaftes Spiel sich gelegt hatte, versammelte meine Freundin die Kinder um sich und wußte wunderbar von jeder Tracht und jedem Kleid der Kinder hübsche Geschichten zu erzählen, und es

war ein wunderschönes Bild, als die bunte Gruppe sich am Abend um die Laute scharte, um in Volkstänzen einzutreten, die meine Freundin häufig munterlich vorzuführen wußte.

Nachdem ich wanderte ich heimwärts: Da wird nun so häufig bedauert, daß die deutschen Volkstrachten am Aussterben sind und nur noch Geringfügiges erhalten ist. Und hier waren zwanzig Kinder, deren Mütter in wenigen Tagen reizende, zum Teil echte Trachten zusammengefaßt hatten. Allerdings — die Kinder hatten eifrig davon berichtet! — ein wenig Mühe hatte es gekostet. Da waren Bodentischen und alte Kleiderkammern durchwühlt worden, Familienalben wurden studiert, und als alle Hilfe versagte, entfiel man sich alter Zeiten, die nur zu gern aus der Jugendzeit zu plandern begannen und bereitwillig ihre Kommoden und Andenkenladen öffneten.

Möglichst also ist es auch heute noch, unsere schönen deutschen Volkstrachten zu erhalten, es ist sogar möglich, sie neu zu beleben, wie das bescheidene kleine Beispiel zeigt.

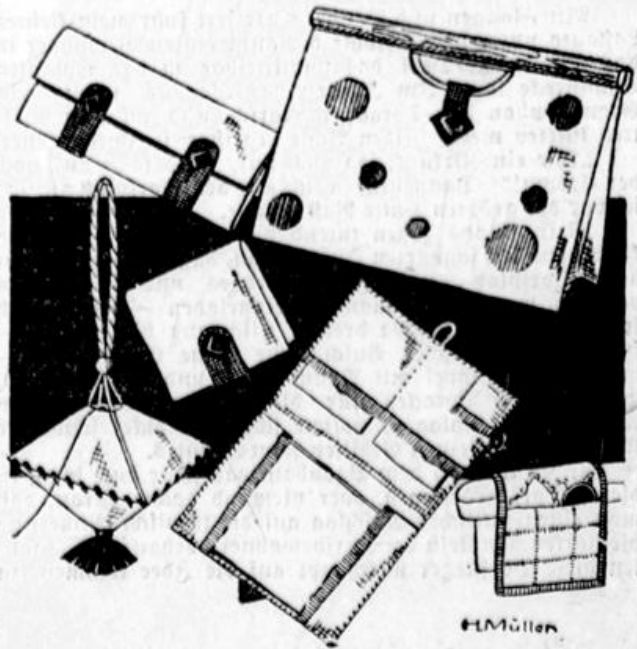
Das praktische Heim

Erste Reisevorbereitungen

In letzter Minute fehlen er-läuterungsgemäß beim Packen stets Behältnisse, in denen sich Kleinigkeiten gut und sicher unterbringen lassen. Es gibt darum jetzt in der Zeit der Vorfreude auf die Reise kaum eine hübschere Handarbeit für die Frau, als diese Kleinigkeiten selbst zusammenzubasteln.

Unsere Taschen hier sind aus dem leichten und praktischen Baststoff. Rechts oben eine Badetasche mit einfachem Holzbügel, bestickt oder beklebt mit runden Punktornamenten. Links oben ein Handschuhbehälter, in der Mitte eine Taschentuchtasche. Links unten sehen wir einen achteiligen kleinen Beutel, der sich gut als Knäuel-behälter bewährt, daneben eine Schreibmappe mit Inneneinrichtung und ganz rechts eine Tasche, die über die Armlehne des Liegestuhls gehängt wird, damit man alle Kleinigkeiten, die man zu erholenden Ruhe-stunden braucht, stets bei der Hand hat.

All diese Kleinigkeiten aus Baststoff sind praktisch, sauber, durch Abwaschen leicht zu reinigen, drücken sich nicht und sehen ganz reizend aus.



Komm mit mir nach Afrika!

Mit der Druckerpresse nach Südwest

Von Karl Ey

Wo bleiben die „Sieben Querschen“?

(13. Fortsetzung.)

Zwischenspiel im Regerdorf.

In Blantyre, dem größten Ort des Massalandes, in herrlicher Umgebung, mit stottem Handel und einem richtigen Europäerviertel, hatte ich ein paar Pfund riskiert, um ein Rückantworttelegramm an die Lagerfirma Martens & Wöber Ltd. in Walvischbai zu senden. Am nächsten Tag war die Antwort da:

„Weder „Queen of Pearls“ noch Druckerematerial bisher eingetroffen.“

Wahrscheinlich schwamm Kapitän Deland mit meinen „Sieben Querschen“ auf irgendeiner ausgefallenen Route und kummerte sich den Teufel um meine Fracht. Schöne Geschichte!

Zudem wurde Pipp rebellisch. Ihm war der Busch über, und ich konnte ihm nicht ganz Unrecht geben, als er mir im Hotelzimmer in Blantyre erklärte:

„Wieder in den Busch? Ne, das habe ich bide. Dieses ewige Rumtreiben mang die Neger und verrückten Weiber mach ich nicht mehr mit! Ist das vielleicht ein Leben für einen gelehrten Buchdrucker?“

Auch meine Gedanken beschäftigten sich wieder mehr mit unserem Plan der Zeitungsgründung in Südwest. Die Kolonialblätter nämlich, die wir bisher zu Gesicht bekommen hatten, berechtigten uns zu den schönsten Hoffnungen auf eine tipptoppe Konkurrenzfähigkeit.

„Ja, aber solange unsere Kisten nicht in Südwest sind“, wandte ich achselzuckend ein, „können wir überhaupt nichts. Was sollen wir denn jetzt in Südwest? Da geben wir nur Geld aus, was wir später nötig gebrauchen werden.“

„Terrain sondieren“, meinte Pipp tiefgründig. „Alles muß doch auch ein bißchen vorbereitet werden. Haus mieten, Lichtanschluß und was weiß ich...“

Der langen Rede kurzer Sinn war der, daß Pipp in meinem Auftrag alles, was er für nötig hielt, in Südwest erledigen und mit einem Reisebeitrag von runden 500 Mark mit der Bahn nach De Ur und von dort weiter ins ehemalige Deutsch-Südwest fahren sollte. Er fuhr auch richtig von dem kleinen Bahnhof in Blantyre ab, verpackt, sobald die Kisten angekommen seien, mit per Adresse Konful Hef in Blantyre Bescheid zu geben, und verschwand aus meinem Blickfeld.

Ein guter Rat.

Dieser Konful Hef, ein würdiger, aber lebhafter und wagemutiger Herr in den fünfziger Jahren, war in erster Linie Kaufmann und in zweiter Linie Vertreter eines kleinen skandinavischen Landes. Er war gebürtiger Afrikaner aus dem Transvaal, stammte aber von deutschen Eltern ab und war immer leidenschaftlicher Deutschfreund gewesen und geblieben, was er auch in seiner kaufmännischen Tätigkeit mit Umsicht zu beweisen versuchte.

„Lassen Sie Ihr Zeitungsprojekt noch etwas ruhen“, rief er mir. „Wenn Sie tüchtig sind, kann ich Ihnen eine schöne Verdienstmöglichkeit verschaffen. Sie könnten nämlich Arbeiter für unseren Bahnbau in den Bezirken nämlich, die die Bahn durchschneiden wird. Fremde Arbeiter sind uns zu unzuverlässig.“

„Ist denn diese Arbeiterbeschaffung so schwierig, Herr Hef?“

„Und ob! Zur Arbeit zwingen dürfen wir die Schwarzen nicht. Sie müssen freiwillig in Gegenwart eines Friedensrichters ihren Daumenabdruck auf den Arbeitskontrakt setzen. Dann sind sie allerdings auf zwei Jahre verpflichtet und dürfen sich nicht vorher verdrücken. Dazu sollen Sie sie bringen. Das wird nicht ganz leicht sein, denn die Neger leben hier in ihren Dörfern recht gut. Geld brauchen sie nicht, da der Boden außerordentlich fruchtbar ist. Schon daraus können Sie sich wohl einen Begriff machen, wie wertvoll die Erschließung dieser Bezirke durch eine Eisenbahn für den Handel und die — hm — Kultur ist.“

Nach Tage später fuhr ich nach langwierigen Vorbereitungen, zwei schwarzen Vöns und dem Versprechen des Herrn Hef ab, sofort eine Amtsperson zur Beglaubigung der Kontrakte zu entsenden, wenn ich ein Dorf genügend bearbeitet hatte.

Für jeden Arbeiter sollte ich eine Prämie von einem Pfund erhalten.

Der Zirkus kommt!

Mit Klagen und Vätern verziert fuhr mein kleines Lastauto unter dem Gejohle der aufgeregten Bewohner in das erste große Dorf, das unmittelbar an der geplanten Bahnstrecke lag. Im Innern des Wagens spielte ein Grammophon den Zorngauer Marsch, und auf dem Rücktritt töteten meine beiden Vöns begeistert in zwei Hörner.

„Wie ein Zirkus“, sagte ich mir. „Es fehlt nur noch der Clown!“ Dann feuerte ich auf den Dorfplatz zu, wo ich vor der größten Hütte Rast machte.

Meine Vöns zogen tötend von Hütte zu Hütte und kündigten den schwarzen Insassen an, daß heute Abend auf dem Dorfplatz etwas ganz Großes und Unerhörtes passieren werde. Jedermann sei eingeladen — bei gänzlich freiem Eintritt. Etwa dreißig Kilometer hinter mir — lagen schon Stapel mit Baumaterial und Vorratskisten, wurden schon Baracken für die weißen Monteure und Arbeiter aufgeschlagen, waltete schon ein dicker schwarzer Kampfsch mit seinen Gehilfen seines Amtes.

Die Kunde von dem Bahnbau war zwar auch schon in dieses Dorf gedrungen, aber niemand dachte daran, daß man einen tüchtigen Anschlag auf die tropische Ruhe und die starken Muskeln der Dorfbewohner vorhatte. Wie sollten diese Dorfneugier überhaupt auf die Idee kommen, zu

arbeiten? Einen Teil ihres Landes hatten sie einer Plantagen-Gesellschaft und ein weitaus größeres Gelände einer Erzgesellschaft verpachtet. Die Steuer wurde aus dem Pachtvertrag in Vausch und Bogen für die ganze Gemeinde vom Dorfrat entrichtet. Die Frauen bestellten die unerlässlichen Gemüsegärten, die Schweine warfen reichlich Ferkel, die Büffel Kälber, Jagdrechte besaß das Dorf auch, und auf das Brauen von Kaffernbier verstand man sich selbstverständlich ausgezeichnet. Also? Unter diesen Umständen konnte das Dorf auf das Geld als Verkehrsmittel des täglichen Lebens beinahe ganz verzichten. Man betrieb unter sich und mit den Nachbardörfern einen kleinen Tauschhandel und wurde fett und faul dabei.

Die Dorfsensation.

Meine Vöns hatten inzwischen auf dem Dorfplatz einen Ladenstand aufgeschlagen und meine Waren verlockend ausgestellt. Auch ich selbst war nicht müde gewesen. Während die Vöns mit den Toilette-Spiegeln, den Seifenschnitten, Lippenstiften, kunstfertigen Strümpfen und anderem Kleinkram einen stottem Tauschhandel betrieben, versammelte ich die Männer um mich.

Wenn man etwas verschicken will, kann man sich auch ohne Kenntnis der Landessprache leicht verständlich machen. So erging es mir jetzt. Ich schenkte jedem der Männer — es waren an die zweihundert — eine kleine Schachtel mit deutschen Zigaretten, von denen jede ein Fahnenbild enthielt.

„Bombamba — geschenkt“, sagte ich und konnte mich im Glanz meiner Mildtätigkeit. Was ich erwartet hatte, geschah. Sämtliche Männer hatten im Handumdrehen ihren kleinen Zigarettenvorrat aufgebraucht.

„Lingo, lingo — mehr, mehr“, riefen sie schon nach erstaunlich kurzer Zeit. Ich aber zuckte mit den Achseln und vertröstete sie auf morgen. Vielleicht käme dann neuer Vorrat...

Ich hatte auch noch eine andere Idee.

Durch einen meiner Vöns ließ ich bekanntmachen, daß alle Männer mit einer Schale Kaffernbier antreten könnten, ich würde ihnen ihren gewohnten Tranke versüßen. Es waren immer nur ein paar Tropfen einer scharfen Himbeereffenz, die ich in jede hingehaltene Schale schüttete, aber die Schwarzen verschlangen diese afrikanische „Weiße mit Schuß“ mit bauchreißendem Behagen.

„Morgen mehr“, sagte ich und sah mir dann den Ertrag des Tauschhandels meiner Vöns an. Etwa hundert Hühner gackerten in den Körben. Außerdem hatte der Handel etwa zwanzig Eisenbeinscheiben und einen großen Korb mit Früchten und Gemüsen eingebracht.

Noch in der Nacht mußte ein Vöns die Lebensmittel zum Bahnkamp fahren, vom noch vollständigem Geld dafür fordern und mit neuen Zigarettenpaketen und Himbeereffenz zurückkehren, wovon ich im Kamp ein ganzes Lager vorrätig hatte.

Wildertausch im Regerdorf.

Am nächsten Tag entsaltete sich im Dorf ein gewaltiger Tauschhandel in Wildern, und mindestens die Hälfte der männlichen Dorfbewohner war unterwegs, um Zigarettenstummel zu suchen.

Am Abend versammelte sich wieder das ganze Dorf vor meiner Hütte.

„Ja, natürlich habe ich Zigaretten! Selbstverständlich, auch die Zaubereffenz ist da. Wie bitte? Ich verstehe immer: haben, haben! Nein, meine schwarzen Gentlemen, geschenkt wird nur einmal. Heute muß ich Tauschware fordern.“

Nachdem den Negern meine Forderung klar geworden war, deren Berechtigung sie übrigens durchaus einsehen, fuhr einer der Vöns täglich nach dem Kamp, um die

Lebensmittel, die man dort dringend brauchte, und nicht schlecht bezahlte, abzuliefern.

Dann kam der Tag, an dem der Vöns aus dem Kamp die Meldung des Betriebsführers mitbrachte, jetzt sei es so weit, in drei Tagen würde man anfangen.

Nun sollte es sich zeigen, ob mein Plan richtig war. Ich stellte plötzlich den Tauschhandel ein. Süßner? Nein, danke, kann ich nicht mehr gebrauchen. Eisenbeinscheiben? Nein, danke schön, nicht gefragt. Auch nicht Gemüse, Früchte? Ausgeschlossen, kommt gar nicht in Frage.

„Ja, aber wir wollen die Fahnenzigaretten, Massah!“

„Gut, könnt ihr haben. Ich habe Vorrat genug, aber von jetzt ab verkaufe ich nur gegen Geld.“

Tammern und Stöhnen.

„Geld, Massah, haben wir nicht.“

„Dann müßt ihr euch eben welches beschaffen.“

„Oh, gern, Massah, aber wie?“

Und nun mußte mein Vöns in der Eingeborenenprache erklären, daß sie viel Geld verdienen könnten, wenn sie beim Bahnbau arbeiten wollten, dann könnten sie jeden Tag Süßbier und Zigaretten kaufen, ja, dann käme vielleicht auch bald ein Kino ins Dorf, dann hätten sie den Schlüssel zu allen Seligkeiten.

„Gut, gut!“ Aber sie wollten noch heute Zigaretten und Süßbier.

„Na schön!“ Ich holte die vorbereiteten Kontrakte hervor, malte bei jedem, dem ich Zigaretten und Himbeereffenz verabfolgte, seinen Namen in den Vertrag und ließ dann durch den Vöns bekanntgeben, daß es morgen mittag für jeden ein hübsches Handgeld geben würde, der bei der Bahn arbeiten wollte.

Am nächsten Mittag kam der Vönsleiter, der auch Friedensrichter dieses Distrikts war, auf seinem Motorrad angeknattert. Zu Reih und Glied standen die Neger da, um die Arbeitskontrakte, die zunächst auf ein Jahr ausgestellt waren, mit ihrem Daumenabdruck zu besiegeln, fünf blanken Schillingen Handgeld in Empfang zu nehmen und mir im Handumdrehen mein Zigarettenlager zu räumen.

Der Vönsleiter schrieb mir 165 Verordnungen gut, und ich bat ihn, das Geld beim Konful Hef vorläufig zu deponieren.

Mein Guthaben belief sich also bereits jetzt auf rund 3000 Mark. Allerdings war nicht alles reiner Honig, denn ich mußte meine Vöns bezahlen, das Lastauto unterhalten und allerhand Geld in das Geschäft stecken, bevor ich den schwarzen Dickhäutern den Segen des Geldes und der Arbeit beibringen konnte.

Ein Jahr später.

Wir schrieben schon April 1932. Fast ein volles Jahr lebte ich mit meinen Vöns und dem treuen Lastwagen, der mir zuletzt schon beinahe wie ein Kamerad vorfam, als Vorläufer des Dampflokes im Busch. Von Konful Hef hatte ich nur spärliche Nachrichten erhalten, aus denen ich aber immerhin entnehmen konnte, daß der Konful Pipp mehrfach hatte unter die Arme hat greifen müssen. Wie es mit unserer Zeitung stand, ob die „Sieben Querschen“ endlich an Ort und Stelle waren — davon hatte ich keine Ahnung.

Im April ging für mich die Fahrt durch die Dörfer zurück, die ich zur Arbeit verführt hatte, aber auch zum Rauchen deutscher Zigaretten und zum Genuss des harmlosen Süßbieres. Ich muß gestehen, daß ich nirgends bösem Willen begegnete, vielmehr mußte ich manchmal sogar Ausdrücke überhäufter Dankbarkeit von Säuglingen und anderen Dorfjungen über mich ergehen lassen, die meinen Zigaretten- und Süßbierhandel fortgesetzt hatten und anständig daran verdienten.

(Fortsetzung folgt.)

BLICK IN DIE WELT

Verdummt der Großstädter...?

Wir wissen, daß übermäßiger Lärm den Nerven schadet, und daß aus diesem Grunde die Lärmabämpfung energische Fortschritte macht. Aber was ein Wiener Arzt als Theorie aufgestellt hat, hört sich doch reichlich pessimistisch an. Seinen persönlichen Erfahrungen nach ist das Gehör des Großstädters schon bedauernd schlechter als das des Landbewohners. Die starken Verkehrsgeräusche stumpfen das Ohr im Laufe der Jahre ab. Das wäre ja nun kein großes Unglück, wenn es sich nicht gerade um Menschen handelt, deren Beruf ein feines Gehör erfordert. Aber, so meint der Wiener, es steht ernstlich zu befürchten, daß durch die Überlastung der Gehörorgane die Gehirnfunktionen ungenügend beeinflusst werden können, daß die Konzentrationsfähigkeit nachläßt und der solcherweise durch den Lärm Zermürbte auch schwer von Begriff wird.

100 Millionen Oesterer.

Der Verbrauch an Oesterern aus Mexikan und Schokolade beläuft sich allein in Deutschland auf 100 Millionen. Dazu kommen noch zahlreiche Eier aus Zucker, Kougat und anderen Bratinnmassen. Ebenfalls sind die Kolonnen der Oesterbäsen aus süßem Stoff nicht mitgezählt, und die Scharen der Zuckerlinsen sind gleichfalls noch nicht von der Statistik erfasst.

Ein Katalog von 165 Bänden.

Seit über fünf Jahren schon liegen die sechs englischen Gelehrten im Britischen Museum zu London über ihrer Arbeit an dem Katalog, in dem sämtliche ihnen zugänglichen Bücher verzeichnet stehen sollen. Man hofft mit

165 Bänden auszuwachen, und jeder Band wird rund 500 Seiten umfassen. Jede Seite zu je zwei Spalten wird zwanzig Eintragungen enthalten, die je ein literarisches Produkt betreffen. Der bestehende Katalog, der vor 30 Jahren angelegt wurde, umfaßte 400 Bände. Es wird also viel Arbeit machen, den neuen Katalog trotz Tausender neuer Eintragungen doch auf mehr als die Hälfte zu beschränken.

Verien der Urzeit.

Bei Ausgrabungen in Kalifornien fand man Verien, deren Alter von Sachverständigen auf 25 Millionen Jahre geschätzt wird. Ihre chemische Zusammensetzung beweist, daß sie unseren heutigen Verien durchaus gleich sind und zweifellos auch von einem Weichtier, ähnlich unserer Verienaufer, stammen. Diese Verien haben trotz ihres hohen Alters noch heute einen matten Glanz. Ähnliche Verien sind bisher nur einmal in England und in Texas gefunden worden.

Frauentreik in der Türkei.

Kaum hat man den Frauen in der Türkei es amtlich zugestanden, daß sie dem Manne gleichgestellt sind, da fangen sie auch schon an, der Regierung Schwierigkeiten zu machen. Zehntausend Holzschlägerinnen, die in einem Wald am Schwarzen Meer beschäftigt waren, traten wegen Lohnfragen in Streik. Dieser erste Frauentreik, den die Türkei zu verzeichnen hatte, spielte in einer Demonstration, bei welcher die Frauen ihre über den Köpfen schwebten. So eindrucksvoll gestaltete sich diese Kundgebung, daß die Unternehmer ihnen die gewünschte Zulage sofort bewilligten.

Spielplatz der Jugend

Hauptmann Peter

Ein Märchen

Es war einmal ein Junge, der hieß Peter und wachte durch den Wald. Der große Weertseufel hatte ihm ein goldenes Schatzkästlein geschenkt, das war angefüllt mit köstlichen Verlen. — Doch das ist eine alte Geschichte. Aber heute erzählen wir eine neue. Und da sollst ihr hören, wie es dem Peter in der weiten Welt erging.

Peter also wanderte durch den Wald und kam über Berge und Bäche, durch Felder und Dörfer gerade in die Hauptstadt des Landes. Es war eine sehr wohlhabende, stolze Stadt, und da wohnte auch der König mit seinem Hofstaat. Peter aber hatte alte Kleider an, darin war Loch an Loch. Und er schämte sich. So ging er in den Laden eines Goldschmiedes und bot ihm von seinen Verlen zum Kauf an. Als der Goldschmied die Kostbarkeiten sah und dann den zerlumpten Jungen betrachtete, sagte er einen Verdacht, schickte zum Gericht und ließ den Jungen festnehmen. Peter wurde angeklagt, die Verlen samt dem Kästchen gestohlen zu haben. Der Richter verurteilte Peter zum Gefängnis, und der Junge mußte froh sein, daß man ihn nicht an den Galgen hing. Das Kästlein aber kam in die Schatzkammer des Königs.

Nun hatte der König aber viele Feinde, welche ihn beneideten um sein Geld und das reiche Land. Die Verschworenen sich und erklärten ihm den Krieg. Da kam der König in große Not. Denn er besaß wohl viel Gold und Edelsteine, Städte und Schlösser. Aber Soldaten hatte er nicht. Nun war guter Rat teuer. Die Minister wollten Soldaten anwerben lassen. Doch im ganzen Lande melierte sich niemand als ein uralter Zwadler, der hatte nur noch einen Arm und ein Bein und hieß der alte Tuck. Der wurde nun in die Hauptstadt geholt und zum König geführt. Der König schenkte ihm einen Soldatenrock samt einem goldenen Säbel und sprach zu ihm:

„Du sollst mein Kriegsminister sein, alter Tuck. Und du mußt siegen. Sonst lasse ich dir den Kopf abschlagen.“

Da befahl der alte Tuck, daß man die Gefängnisse öffne, und machte alle Gefangenen zu Soldaten. Die Schmelzer mußten über Nacht Uniformen nähen, und am anderen Tag hielt er Parade ab. Da fand sich, daß Peter am besten erzogen und kommandieren konnte. Also wurde er zum Hauptmann ernannt, und noch am selben Abend marschierte das Heer gegen den Feind. Es waren aber zweihundert Soldaten, und hinterher fuhr eine Kanone. Als sie nun an den Feind kamen, da lagerte der schon an der Grenze, hatte Zelte aufgeschlagen und kochte Erbsensuppe. Es waren viel hunderttausend Soldaten und hundert Kanonen. Wie Peter das so ansah, da wollte er fast den Mut verlieren. Mit einem Male stand neben ihm jemand, der war fast wie ein Räger gekleidet und hatte einen lahmen Fuß. Der nahm seine Kappe ab und sprach:

„Hauptmann Peter! Gegen diese große Macht kannst du nichts ausrichten. Wenn du aber Hilfe brauchst, so kann ich dir fünfzehnhunderttausend Bewaffnete und tausend Kanonen schaffen.“

Peter sah ihn von oben bis unten an und erkannte wohl, mit wem er es zu tun hatte. Darum wandte er sich ab und antwortete:

„Gib dir keine Mühe, Teufel. Ich kenne deinesgleichen und mag deine Hilfe nicht.“

Da drohte ihm der Teufel und fluchte gräßlich. Peter aber ging fort zu seinen Soldaten. Die lagerten auf einer Heide. Es war ein trodener Sommer, das dürre Kraut stand hoch, und ein starker Wind blies zum Feinde hin-

über. Da gab Peter Befehl, daß Stapel des Krautes in einer langen Reihe aufgeführt würden, dem feindlichen Lager gerade gegenüber. Und als die Stapel dastanden, ließ Hauptmann Peter an all das dürre Kraut auf einmal Feuer legen. Und — ha! du nicht gesehen — fuhr ein hoher, prasselnde Flammen empor, und der Wind jagte sie auf die Feinde zu. Die aber sahen kaum das Feuermeer auf sich zukommen, da liefen sie alles im Stich: Zelte und Gepäck, Wagen und Kanonen. Alle liefen, was sie laufen konnten, und das Feuer hinterher. Peter aber mit seinen Soldaten machte sich auf und verfolgte sie über die Grenze bis hinein in das feindliche Land, ja bis in die Hauptstadt. Da kam Peter der Fürst des Landes entgegen und seine Minister mit ihm. Sie schwenkten eine weiße Fahne und baten um Frieden. Hauptmann Peter befahl ihnen, alle Gewehre und Kanonen abzuliefern. Auch mußte der König hundert Zentner Gold aus dem Staatskassazug bezahlen. Diese Beute luden sie auf tausend Wagen, und dann marschierte Peter mit seinen Soldaten und den Wagen zurück zu seiner Hauptstadt. Voran zogen Trommler und Pfeifer und spielten auf. In der Hauptstadt aber stand das Volk auf den Straßen und Plätzen, der König rannte im Thronsaal immer auf und ab, und alle zitterten vor Angst. Als sie nun das Trommeln und Pfeifen hörten, dachten sie: Das kann nur der Feind sein, und nun werden uns die Hände abgeschnitten. Da suchte sich jeder ein Versteck im Keller, auf dem Boden, im Schrank, ja einer noch sogar in den Schornstein. Der alte Tuck aber lugte aus und erkannte, daß der Hauptmann Peter einmarschierte. Voll Freude rief er alles Volk zusammen, und da war der Jubel groß. Die Mädchen streuten Blumen, die Jungen hingen Fahnen aus den Fenstern, alle kamen in ihren Sonntagsgewändern den Siegern entgegen, und der alte Tuck lief zum König, ihm die Vorherrschaft zu sagen. Als nun Hauptmann Peter und seine Soldaten vor dem Palast aufmarschierten, da kam ihnen der König die Treppe herunter



Zeichnung: Krusch

entgegen und neben ihm ein Pate, der trug Peters Schatzkästlein mit blinkenden Orben darauf. Der König umarmte den Hauptmann und sprach zu ihm:

„Hauptmann Peter! Du hast uns alle errettet. Ich erneue dich zum General meiner Armee und Ratgeber meiner Minister. Hiermit aber verleihe ich dir meine schönsten Orden!“

Damit überreichte er dem Hauptmann das Kästlein mit all den Orden. Peter aber nahm seinen Federhut ab, machte eine tiefe Verbeugung und antwortete: „Herr König! Ich danke für die Ehren und will gern dein General und Ratgeber sein. Diese Orden aber gib dem Kriegsmminister. Denn er hat die Soldaten und mich aus den Gefangnissen befreit, und ohne ihn wäre heute der Feind hier eingezogen.“

Seine „Wachhunde“

Ein Farmer in Tasmanien, der von einer Banditenhorde überfallen wurde, wachte sich auf eigenartige Weise zu helfen. Mit emporgeschlagenen Händen versprach er unter drohender auf ihn gerichteten Revolver, alles an Geld und Wert auszuliefern. Nur — so bemerkte er — müßte er die Herren Räuber etwas bemühen, denn der allgemeinen Unsicherheit wegen habe er sein kleines Kapital im Obstkasten vergraben. Man befahl ihm, voranzugehen und die Stelle zu zeigen. Der Farmer marschierte in seinen Garten, führte die Räuber unvermutet hinter seine Bienenstöcke und schürzte, anstatt mit seinem Spaten den Schatz auszugraben, ihm ein Dugend dieser gefährlichen Wohnungen um. Wie rasend sahen Tausende von Bienen auf die Banditen los, die schreiend nach allen Richtungen davonrannten und sich nicht wieder blicken ließen.

Der gefährliche Taschenbleistift

Als Schlenkermaschine entpuppte sich ein goldener Taschenbleistift, den ein merikanischer Elektreider in einer Hütte fand. Als er die Hülse, die die Spitze des Stiftes schützte, abschrauben wollte, explodierte eine winzige Dynamitpatrone; der unglückliche Finder verlor eine Hand und

erreichte mit schweren Blutverlusten die nächste Siedlung. Man vermutet, daß eine Verschwörerbande, von der man vor einigen Monaten verschiedene Mitglieder verhaftet hatte, diesen Bleistift in der Eile der Flucht versehentlich zurückschickte.

Wollen wir mal lachen?

Freigen geht heulend die Straße entlang. Eine mitfühlende Frau kreischelt ihm den Kopf: „Warum weinst du denn, mein Junge?“ „Heute — ist — Schulfrei —“ „Na, warum brauchst du doch nicht zu weinen?“ „Hui — ja — aber — ich — geh' ja noch — gar nicht in die Schule und dann hab' ich doch nichts — von — dem — freien Tag — — hu — hu!“

Hans fragt Gretel: „Fische legen doch Eier, nicht?“ „Ja...“ „Armen sie denn auch?“ „Gewahre! Wie kommst du denn darauf?“ „Ich habe doch gestern Sardellen auf Eiern gesehen, Gretel!“

Auflösungen aus voriger Nummer

Schachaufgabe:

Lösung: Dame a3 — d3

1) ... Se6 x Sd8; 2) Tg6 x d6 matt.

1) ... d6 x e5; 2) Tg7 x Ld7 matt.

1) ... Th7 x Tg7; 2) e2 — e4 matt.

Mitternacht:

In diesem Falle haben beide unrecht. Als Mar Schlemil nach Hause kam, war es nicht Mitternacht. Er wie seine Frau haben den Unterschied zwischen der mitteleuropäischen und westeuropäischen Zeit nicht beachtet. Als im Radio die Glocke der Westminsterabiet 12 Uhr schlug, war es eben 1 Uhr morgen MEZ. Er durfte also nicht behaupten, es sei eben Mitternacht, während Frau Schlemil an das einstündige Vorausgehen der mitteleuropäischen Zeit vor der westeuropäischen Zeit denken mußte. Aber kann man von einer Frau, die nachts aus dem Schlaf gestört wird, verlangen, daß sie an diese Zeitunterschiede denkt? Redensfalls ist Schlemil sofort nach Hause gegangen.

Unklarer Kreuzworträtsel. Waagrecht: Mais, Saar, Geld, Reis. — Senf: Emden, Winde, Hien, Käse. In dieser Reihenfolge sind die Wörter einzusetzen.

Silbenrätsel:

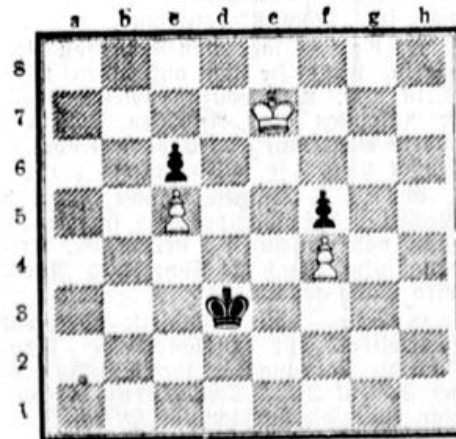
1. Range, 2. Kleie, 3. Nennen, 4. Bodeng, 5. Gremi, 6. Gattin, 7. Anne, 8. Reife, 9. Nation, 10. Zude, 11. Nieder, 12. Interesse, 13. Termin, 14. Laube, 15. Illema, 16. Engel, 17. Gieken, 18. Ernani — Wer beginnt mit Zuegen, endet mit Verwegen.

Denksportaufgabe:

Es kann sich nur um Änen handeln, denn nur im Änen von Zentralasien gibt es Punkte, die nach allen Seiten hin 2500 Kilometer vom Meere entfernt sind. Diese Punkte kann man auf der Weltkarte eines jeden Äquillastes kontrollieren.

Schachaufgabe

Neteko



Endspielstudie:

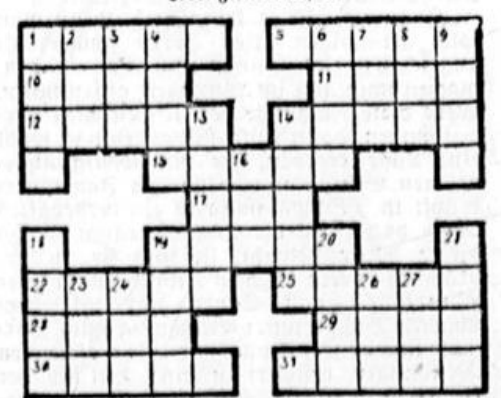
Weiß am Zuge. Kann Weiß die Partie gewinnen? Stellung: Weiß (3 Figuren): König e7, Bauer c5, f4. — Schwarz (3 Figuren): König d3, Bauer c6, f5.

Denksportaufgabe:

Mutter möchte mit ihren drei Töchtern einen Spaziergang unternehmen, aber es fällt ihr rechtzeitig ein, daß der Vater das Haus verlassen hat, ohne Schlüssel mitzunehmen. Da Mutter nicht weiß, wann der Vater zurückkommt, soll eine Tochter im Hause bleiben. Niemand möchte freiwillig auf den Spaziergang verzichten. Die Jüngste schlägt vor, daß das Los entscheidet, wer das Haus verlassen darf. Die Mutter sagt: „Das werden wir gleich haben.“ Sie zieht die Mutter und greift nach einer Ziehung mit Erbsen. Sie facht mit der Hand hinein und meint: „Jeder von euch soll versuchen, zu erraten, wieviel Erbsen ich in der Hand hatte. Wer am wenigsten der richtigen Zahl

nahekommt, bleibt zu Hause. Es geht nach dem Alter. Was meint du Margot?“ Margot rät zehn Erbsen. Gertrud will nicht zu weit entfernen, sie sagt „Zwölf.“ Was muß nun Hildegard tun, damit sie das Los, zu Hause, zu bleiben, ganz sicher nicht trifft?

Kreuzworträtsel:



Die Wörter bedeuten: a) von links nach rechts: 1. gotisch-lateinische Zitate, 2. Stadt im Harz, 3. amerikanischer Milliardär, 4. fiktive Handlung, 5. kleiner Meerestier, 6. Element, 7. Fluß in Schleswig, 8. schwedischer Chemiker und Erfinder, 9. See in Russland, 10. Einzelvortrag oder Spiel, 11. Körperteil, 12. weiblicher Personenname. — b) Von oben nach unten: 1. Gefangener, 2. Teil des Auges, 3. Genußmittel, 4. biblische Person, 5. Ragerier, 6. Gattungsbegriff, 7. Baptisme, 8. biblischer Richter, 9. Körperorgan, 10. Erdteil, 11. Nebenfluß der Donau, 12. Belgier, 13. Adelsrath, 14. weiblicher Personenname, 15. Trage, 16. Volksstamm, 17. Sohn Jakobs, 18. Chemisches Element, 19. Hoberpriester.

Die lieben Gäste

Gast ist zu Gast. Bei Krautwurzeln.
Plötzlich entfärbt Gurke ein lautes
Gähnen.

„Verzeihung“, stammelte er verlegen.
„Langweilen Sie sich?“, lächelt die
Hausfrau.

Gurke stottert: „Im Gegenteil, gnädige
Frau — das ist nur Hunger!“

Tante ist zu Besuch.
Der sechsjährige Fritz beginnt Nase zu
bohren.

Die Tante schaut empört: „Aber Fritz!“
Fritz läßt sich nicht stören. Fritz bohrt
weiter.

Da merkt sich die Mutter ein: „Ach das,
Fritz! Du hast doch gehört, daß es Tante
stört!“

Volutas war eingeladen. Zu Suppe,
Fisch und Braten. Aber Volutas kam nicht.

„Warum haben Sie uns nicht das Ver-
gnügen gemacht?“, traf ihn einige Tage
später die Hausfrau.

„Ich hatte keinen rechten Hunger,
gnädige Frau.“

„Erlauben Sie mal — man kommt doch
nicht nur wegen des Essens?“

Volutas nickt: „Ich weiß, gnädige
Frau. Aber richtigen Durst hatte ich auch
nicht.“

Temper geht zum Tee zu Fräulein
Difine.

Temper betrachtet begeistert die lustigen
Federeien. Da fällt sein Blick auf die kleine
viereckige Papierserviette neben seinem
Teller.

„Mein, meine Dame“, ruft er begeistert,
„an was Sie alles denken!“

Poetsch ist zum Abendessen eingeladen.
Bei der dicken Tante Meiszwed. Sofort nach
dem Essen will Poetsch gehen.

„Sie wollen schon gehen?“, staunt die
dicke Dame.

„Ich muß“, sagt Poetsch ernst, „sonst
denkt daheim meine Frau gleich wieder, ich
hätte mich bei Ihnen amüsiert!“

Zustimmung.
Demba: „Erst wenn man etwas ver-
loren hat, erkennt man seinen wahren
Wert.“

Demba: „In der Tat! Seit meine Frau
gestorben ist, fehlt mir etwas. Jeden Abend,
wenn ich nach Hause komme, warte ich dar-
auf, daß sie sagt: „Na, du alter Saufrack,
bist du endlich da?“

„A!“

„Jetzt wird wohl bald Schluß sein mit
Pettermann!“

„Warum denn?“

„Na — er ist doch zu krank — und
nun hat er ein süßes Mädel geheiratet!“

Aus fernen Zonen



„Lieber Freund, wie
komme ich am sichersten
über diesen Fluß?“
„Am sichersten als Kro-
kobil!“



„Guten Appetit muß die weiße Frau
haben, ich soll ihr ein Omellett aus vier
Eiern machen.“



Expeditionsbericht: „Au-
genblicklich ist hier alles
still und friedlich — ver-
sucht — Fräulein, strei-
chen Sie den letzten Satz
aus!“



„Zu Hause glaubt mir das wieder kein
Mensch!“



Das Büffelkind: „Ach bitte, Großpapa,
erzähl mir von den Indianern.“

Einer, der praktisch denkt!

„Können Sie mir sagen, warum Sie zu
jeder Zeit eine rote Weste tragen?“

„Gern, ich liebe sehr Tomatenspeisen und
mache stets Fleden.“

„Was hat dir deine Frau zum Geburts-
tag geschenkt, Fritz?“

„Das kann ich gar nicht auf einmal
tragen.“

„Wieso nicht, du hast doch Varentkräfte?“

„Zwei Krawatten, mein Lieber.“

Arzt zum Patienten nach der Unter-
suchung: „Es war aber auch die höchste
Zeit, daß Sie zu mir kamen.“

„Das glaube ich gern, bei diesen schlech-
ten Zeiten braucht jeder Geld.“

Angsthasen.
„Haben Sie die Kinder gesehen, die an
meiner Tür geklingelt haben und dann weg-
gelaufen sind?“

„Das waren keine Kinder, Herr Doktor,
das waren Erwachsene!“

Ein feiner Baden.
„Aber Paul, wie siehst du denn aus,
wer hat denn alle die Löcher in deine
Schürze geschitten?“

„Ja, Mama, wir spielten Kausluden und
da war ich der Schweizerkäse!“

Wärmewirtschaft.
„Ich finde es hier schrecklich warm.“

„Nein, ganz unangenehm kühl ist es.
Aber wenn du stundenlang über Wärme-
wirtschaft liest, ist es kein Wunder, daß es
dir zu warm wird.“

Ein Grund zum Lachen.
„Na, Ede, was hast du denn zu lachen?“

„Der Doktor hat mir frankschreiben.
Weßen Rippenfellentzündung und Hämo-
rroiden.“

„Was, um Gottes willen lachst du?“

„Ja, von wegen die Krankenkasse. Zuerst
habe ich festgesetzt Beiträge jeblecht,
jetzt geht es umgekehrt.“

Er hat recht.
„Was machen denn deine Jüngens?“

„Oh, der Älteste verdient sein Geld durch
Küstermachen und der Jüngste durch
Längermachen.“

„Wie verheißt ich das?“

„Ei, der eine ist Friseur und der andere
Seilmacher.“

Zur unrichtigen Zeit.
Verehrer: „Fräulein Anna, mein Herz
schmilzt...“

Anna: „Ei sieh, das hat mir noch ge-
fehlt. Wo ich gerade mit dem Wischen
fertig bin.“

Wald Feld und Heide

Dina schwindelt

Kleine Geschichte einer Freundschaft.

Rimrod und Dina — der Vorsteherhund
und die Fledermaus — hielten gute
Freundschaft. Die kleine tyrannisierte den
Großen gern ein wenig, der aber war die
Geduld in Person und ertrug die bösen
Launen Dinas ohne Zeichen von Mißver-
ständnis.

Ab und zu aber spielte auch er ihr einen
Streich, so in aller Ruhe und Selbstver-
ständlichkeit. Vor allem gab sein Verhalten
bei ihrer privaten Nasenchenjagd Dina
Grund zur Erbitterung. Da ein Übermaß
dieser stinken kleinen Grauen nämlich die
Felder verbeerte, war beiden Hunden freie
Jagd auf dies Wild zugebilligt worden,
das schädlicher als Motten war und sich noch
schneller vermehrte. Rimrod und Dina
hatten denn auch ein System ausgearbeitet,
mit dem sie beste Erfolge erzielten — nur
war es für die kleine recht undankbar. Sie
trieb nämlich Rimrod durch die Drain-
röhren auf den Feldern die Beute zu, die
hier gern ihren Schlupfwinkel nahm. Und
dann es dann grau herausstieße, so klappte
Rimrod, der am anderen Ende aufmerksam
Wache hielt, schnell wie der Blitz zu. Wollte
nun Dina sich an der Strecke beteiligen, so
hätte sie das Nachsehen, denn mit er-
hobenem Kopf trug der Große den Kapuz
stolz nach Hause. Dina war viel zu klein,
um an die Beute heranzukommen. Wütend
sprang sie bellend an ihm hoch, beschimpfte
ihn und drehte ihm dann den Rücken. Da-
heim erst, wo Rimrod das Karnickel vor-
schrittmäßig apportierte, wurde die Teil-
ung zwischen beiden vorgenommen.

War es die Nacht für diesen ständigen
Schimpf, der Dinas Stolz empörte, oder
hatte sie überhaupt eine Neigung zum
Schwindeln — jedenfalls beobachteten wir
einen, nein, zwei Fälle, in denen sie ihren
großen Freund bewußt anlockte und schädigte.

Beide Hunde bekamen ihr gutes Futter,
aber Rimrod erhielt es in der Küche, Dina
im Zimmer, während wir aßen. Nun kam
Rimrod gern herzu, wenn das Essen im
Zimmer aufgetragen wurde und erwartete
dann ein paar Extrabissen, die ihm auch
gern gewährt wurden. Und zwar legte
man sie ihm in Dinas Schüsselchen, wenn
die kleine ihre Portion intus hatte. Da be-
gab sich einmal — Dina war besonders
schlechter Laune — folgendes: Ein paar
schöne Hapen wanderten in die leere,
kleine Schüssel, die vor dem andächtig war-
tenden Rimrod niedergelegt wurde. Im
gleichen Augenblick stürzte Dina zum
Fenster, sprang auf Großvaters Sessel, von
dort auf die Fensterbank und fing wie
rasend an zu bellern in dem Tone, den sie
an sich hatte, wenn ein Fremder durchs Tor
kam. Rimrod ließ alles stehen und liegen,
rannte zur Tür, öffnete sie, jagte durch die
Türe auf den Hof — indeß begab sich
Dina still und heimlich an ihre Schüssel,
vertilgte Rimrods gute Hapen und hatte
beinahe ein schadenfrohes Lächeln um die
Lippen, als er ganz erkannt, aufgeregt und
voller Appetit wieder auf der Bildfläche er-
schien. Er betrachtete Dina, die leere
Schüssel, und — jauchzte kurz auf und ver-
ließ das Zimmer. Ein paar Tage später
fiel er nochmals auf den Trick herein. Als
die kleine ihn aber ein drittes Mal ver-
suchen wollte, hob er nur den Kopf von
seiner Extramahlzeit, ließ einen kurzen
Waff aus und ließ sich nicht weiter stören.

Der gefährliche Keiler

Was im allgemeinen im Umlauf ist an
den abenteuerlichen Geschichten über die
Gefährlichkeit des angeschossenen Keilers,
ist auf Kosten des Jägerlateins zu setzen
und wird vom erfahrenen Jäger ebenso er-
zählt wie gewertet.

Immerhin ist es kein Spaß, wenn man
solch grimmigen alten Herrn schmerzhaft
angeschossen hat und nun sich daran-
machen muß, ihn im Bunde aufzusuchen.
Wird diese Nachsuche von Unkundigen vor-
genommen, dann kann sich allerdings wohl
eine Lage ergeben, die mit wenig ange-
nehmen Erinnerungen für den Jäger ver-
knüpft ist. Schwarzwild ist ein wehrhaftes
Wild, das — in die Enge gedrängt — sich
dieser Wehr bewußt ist und sie zu ge-
brauchten weiß. Daher sollte man der
Bundsfahrt von Säuen nur mit dem
scharfen Hunde unter Beachtung aller Vor-
sicht nachhängen, um vor überraschenden
Bandungen geschützt zu sein. Hat sich der
ranke Keiler in Schotungen oder unüber-
sichtlichen Dickungen eingeschoben, so be-
stehe man die Wechsel, schnelle den Hund und
gehe langsam. Wer sich allzu forsch be-
nähert, dem ist schon manchmal die Luft da-
zu vergangen. Und nicht nur der Keiler
mit seinem Gewaff, auch die Wache und der
Überläufer sind gefährlich, sie verabsoluten
schwer bellende und recht schmerzhaftes Biß-
wunden.

Kleines Weidmanns-Lexikon.

Fahren — aus dem Lager aufspringen
(vom Faden); aus dem Bau hervorspringen
(vom Faden); ins Wasser fallen (von Lir
und Wiber).

Er niedrigen — sich, sagt man vom
Bären, wenn er sich niederlegt. Auch vom
Hirsch, der abgeworfen hat, sagt man: er
hat sich erniedrigt oder: er geht niedrig.

Ein springen — gebraucht man vom
stehenden Hühnerhund, wenn er die Hühner
oder die Schnepfe herausstreift.

Farbe — nennt man vereinzelt auch
den Schweiß des hohen Wildes, färben
dann für „Schweiß“ verlieren.

Fugen — sagt man meist von Raub-
vögeln, wenn sie sich auf einen Baum,
Stein usw. niederlassen. Gleichbedeutend
ist Aufhaken oder Anhängen. Lassen sich
andere Vögel auf dem Erdboden oder dem
Wasser nieder, so fallen sie ein.

Gang — nennen manche Jäger den
Wechsel des Hochwildes und sprechen als-
dann von „altem G.“, neuem G., „Kreuz-
gang“ usw. Auch die Spur eines Marders
wird Gang genannt.

Gäse — die Mundteile allen edlen
Haarwildes mit Ausschluß der Säuen.
Auch die Nahrung derselben mit Ausschluß
der Säuen. Beim Schwarzwild verwendet
man dafür die Bezeichnung Gefäß.

Gebäck — die von den Säuen auf-
gewühlte Erde; dagegen Gebrede die
Mundteile, die zum Brechen des Bodens
dienen, also vor allem der Rüssel.

Geflügel — heißt Federwild, dem
ein Schuh einen oder beide Flügel verlegt.
Geflügel nennt man Federwild, wenn ihm
das vordere Flügelgelenk durch Operation
entfernt oder untätig gemacht wurde,
wie es in den meisten Tiergärten geschieht.

Gehör — die Ohren des Hirsches, Reh-
und Schwarzwildes. Der Hase hat Löffel,
Raubtiere haben Lauscher.

Gehörn — hat nur der Rehbock. Der
Hirsch hat ein Geweih, Gemsen und Riegen
haben Hörner.

Gemsebart — hat nichts mit dem Bari-
der Gemse zu tun, sondern entstammt den
langen Haaren des Gemsebocks, die auf
seinem Widerrist sich befinden.